

Materialien zur Pfarrei- und Siedlungsgeschichte von Leuk

Drei archäologische Untersuchungen:
Pfarrkirche St. Stephan, ehemalige St. Peterskirche
und Mageranhaus

Georges DESCŒUDRES und Jachen SAROTT

Inhaltsübersicht

Literatur-Abkürzungen

Einleitung

Vom Hof zur Stadt Leuk

Topographie und Strassensituation (Abb. 1)

Historischer Überblick

St. Stephan

St. Peter

Ringackerkapelle

Die Pfarrkirche St. Stephan

Die archäologischen Untersuchungen

Topographie der Kirche und Baumaterial

Die Ergebnisse der Grabung

Anlage I: Mauerwinkel (Abb. 2)

Anlage II: Rechteckgebäude mit Feuerstelle (Abb. 3)

Versuch einer Deutung

Anlage III: Saalkirche

Anlage IV: Saalkirche mit dreiteiligem Presbyterium (Abb. 4)

Annexbauten

Rekonstruktion (Abb. 5)

Datierung

Bestattungen

Anlage V: Saalkirche mit Rechteckchor (Abb. 6)

Anlage VI: Saalkirche mit Apsis (Abb. 7)

Bestattungen

Anlage VII: Saalkirche mit Apsis (Abb. 8)

Anlage VIIA: Erweiterung der Anlage VII (Abb. 9)

Glockenturm (Abb. 10)

Totengruft und Michaelskapelle

Anlage VIII: Dreischiffige Basilika mit polygonalem Chor

Kleinfunde

Römische Keramik

Lavez

Scheibenfibel (Abb. 11)

Kasel

Lederschuh

Trachtzubehör und Schmuck

Sarkophagdeckel (Abb. 12)

Chorabschränkung (Abb. 13)

Münzen

Die ehemalige St. Peterskirche

Die archäologischen Untersuchungen

Zur topographischen Situation der Kirche (Abb. 14)

Die Befunde der Bauuntersuchung (Abb. 15)

Südfassade

Westfassade

Nordfassade

Die Ergebnisse der Grabung

Frühmittelalterliches Gräberfeld

Typologie der Gräber

Bestattungen

Chronologie der Friedhofbelegung

Population

Die romanische Kirche (Abb. 16/17)

Die spätmittelalterliche Kirche (Abb. 18/19)

Spätere Umbauten und Profanierung

Das Mageranhaus (Abb. 20)

Aspekte einer Pfarrei- und Siedlungsgeschichte von Leuk

Anhang (Pläne und Fotos)

Zusammenfassung der archäologischen Ergebnisse (siehe gelbe Seiten am Schluss des Buches)

Résumé: Les résultats archéologiques (voir pages de couleur en fin de volume)

Summary: The results of the archaeological research (see yellow pages at the end of the volume)

Literatur-Abkürzungen

- AMMANN, *Hof Leuk* = H.-R. AMMANN, «Der Hof Leuk im Früh- und Hochmittelalter, 515 (?) — ca. 1150», in: *Blätter zur Walliser Geschichte* 1983, S. 117—132.
- AS = *Archäologie der Schweiz*, Basel 1978ff.
- BLONDEL, *Loèche* = L. BLONDEL, «Le bourg de Loèche (Leuk-Stadt)», in: *Vallesia* 11 (1956), S. 29—41.
- BÜTTNER, *Simplon* = H. BÜTTNER, «Die Erschliessung des Simplon als Fernstrasse», in: *SZG* 3 (1953), S. 575—584.
- BÜTTNER/MÜLLER, *Frühes Christentum* = H. BÜTTNER/I. MÜLLER, *Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum*, Einsiedeln 1967.
- CARLEN, *Inventar* = G. CARLEN, «Kunsthistorisches Inventar der Stadt Leuk», in: *Vallesia* 30 (1975), S. 80—168.
- CAVIEZEL, *Untersuchungen* = N. CAVIEZEL, «Baugeschichtliche Untersuchungen an der Pfarrkirche St. Stephan in Leuk-Stadt», in: *Vallesia* 39 (1984), S. 125—138.
- DUBUIS, *Ardon* = F.-O. DUBUIS, «L'église Saint-Jean d'Ardon», in: *ZAK* 21 (1961), S. 113—142.
- DUBUIS, *Archéologie* = F.-O. DUBUIS, «Archéologie, tradition et légendes», in: *Festschrift Emil Vogt, Helvetia antiqua*, Zürich 1966, S. 317—326.
- DUBUIS, *Muraz* = F.-O. DUBUIS, «L'église paroissiale de Muraz», in: *ZAK* 33 (1976), S. 185—210.
- DUBUIS, *Géronde* = F.-O. DUBUIS, «L'église de Géronde (Sierre)», in: *Vallesia* 32 (1977), S. 307—392.
- DUBUIS, *Saillon* = F.-O. DUBUIS, «Les fouilles de la chapelle Saint-Laurent et les origines de Saillon», in: *Vallesia* 33 (1978), S. 55—74.
- DUBUIS, *Sanctuaires primitifs* = F.-O. DUBUIS, «Vestiges de sanctuaires primitifs et „préhistoire“ des paroisses rurales en amont du Léman», in: *AS* 6 (1983), S. 90—96.
- GREMAUD, *Documents* = J. GREMAUD, *Documents relatifs à l'histoire du Vallais*, vol. I—VIII (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, vol. 29—33, 37—39), Lausanne 1875—1898.
- GRUBER, *Stiftungsheilige* = E. GRUBER, *Die Stiftungsheiligen der Diözese Sitten im Mittelalter*, Diss., Fribourg 1932.
- HBL = *Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz*, 7 Bde, Neuenburg 1921—1934.
- MÜLLER, *Pfarreien im Wallis* = I. MÜLLER, «Zur Entstehung der Pfarreien im Wallis», in: *Vallesia* 22 (1967), S. 5—69.
- RUPPEN, *Skulpturenfund* = W. RUPPEN, «Der Skulpturenfund von Leuk (1982)», in: *ZAK* 40 (1983), S. 241—268.
- SCHALLER/SALZMANN, *Stephanskirche* = J. SCHALLER/J.-M. SALZMANN, *Die St. Stephanskirche von Leuk*, Leuk 1979.
- SCHULTE, *Handel und Verkehr* = A. SCHULTE, *Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien*, Bd. I, Leipzig 1900.
- SZG = *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, Basel 1950ff.
- UFAS = *Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz*, 6 Bde, Zürich 1968—1979.
- Vorromanische Kirchenbauten* = F. OSWALD/L. SCHAEFER/H. R. SENNHAUSER, *Vorromanische Kirchenbauten, Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen*, München 1966—1971.
- ZAK = *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte*, Zürich 1939ff.

Einleitung

In den Jahren 1982 und 1983 hat sich die Gelegenheit geboten, unabhängig voneinander an drei verschiedenen Stellen in Leuk archäologische Untersuchungen durchführen zu können. Es handelte sich dabei um eine Ausgrabung in der Pfarrkirche St. Stephan, um eine Bauuntersuchung sowie eine Ausgrabung im sogenannten Spritzenhaus, von dem sich das Wissen erhalten hat, dass hier einstmals eine St. Peterskirche bestand, und ferner um eine summarische Bauuntersuchung am sogenannten Mageranhaus. Für die Stadt Leuk stellten die Arbeiten in der Pfarrkirche sowie im Spritzenhaus die ersten Bodenforschungen grösseren Umfanges dar¹. Die Ergebnisse dieser drei archäologischen Untersuchungen haben nicht nur in bezug auf die architekturgeschichtlichen Aspekte der einzelnen Monumente wichtige Aufschlüsse erbracht, sondern auch im Hinblick auf die Pfarrei- und Siedlungsgeschichte von Leuk.

Das Hauptgewicht der vorliegenden Arbeit liegt in der Darstellung der archäologischen Befunde. Darüber hinaus soll aber auch versucht werden, deren Bedeutung für die Siedlungs- und Pfarreigeschichte von Leuk zu umreissen, was freilich nur als Vorstudie zu notwendigerweise umfassenderen Arbeiten verstanden werden darf.

Vom Hof zur Stadt Leuk

Topographie und Strassensituation

Die Stadt Leuk liegt auf einer sonnigen, von Nordosten nach Südwesten geneigten Hangterrasse, rund 150 m über dem Rhonetal. Diese Terrasse ist keineswegs flach, besteht doch zwischen dem Rathaus im Süden und dem neuen Friedhof im Norden des Städtchens ein Höhenunterschied von knapp 50 m. Im Süden ist dem Ort zudem eine weitere Hangterrasse vorgelagert, wo sich die Ringackerkapelle befindet.

Leuk besteht aus drei Quartieren: *Tschablen* (Chabloz), 1224 erstmals erwähnt, ist der nördliche, und *Loye*, 1337 genannt, der südliche Teil des städtischen Zentrums. Westlich davon liegt *Galdinen*, bereits 1203 bezeugt, wo vor allem Handwerksbetriebe (Mühlen) angesiedelt waren. *In allen drei Dritteln stehen Häuser, die mindestens in den Grundmauern bis in romanische Zeit zurückreichen. Die*

¹ Ein kurzer Vorbericht zu diesen beiden Grabungen ist bereits vor Abschluss der Feldarbeiten erschienen: G. DESCŒUDRES, «Grabungen in der Pfarrkirche St. Stephan und in der ehemaligen Peterskirche in Leuk — ein Vorbericht», in: *AS* 6 (1983), S. 97—100. Dieser Artikel wurde auch in der von der Pfarrgemeinde Leuk anlässlich des Pfarreifestes im Juni 1983 herausgegebenen Broschüre «800 Jahre Pfarrei Leuk», S. 8—15, abgedruckt.

Entwicklung der Siedlung geht in der Folgezeit nicht auf eine Ausdehnung, sondern auf eine intensivere Behausung des Siedlungsgebietes hin². Zentrum der Stadt ist der Platz, an dessen Nordrand die Pfarrkirche St. Stephan steht, während im südlichen Teil die ehemaligen Hauptverkehrswege von Sitten, Brig und Leukerbad aufeinandertrafen. Am südlichen Rand der Siedlung befindet sich das sogenannte Spritzenhaus, welches aus Teilen einer ehemaligen Peterskirche besteht. Daneben erhebt sich, von einer Mauer umgeben, das ehemalige Bischofsschloss, im Osten davon und durch Terrassierungsmauern mit diesem verbunden das Rathaus, welches an der Stelle des ehemaligen Viztumsschlusses steht.

Das weitere Siedlungsgebiet von Leuk findet mit dem Rotten im Talgrund seine natürliche Südbegrenzung. Im Westen wird es durch die tiefeingeschnittene Dalaschlucht abgeschlossen und im Osten, eine halbe Wegstunde vom Siedlungszentrum entfernt, wird es durch die Schlucht des Feschelbaches begrenzt.

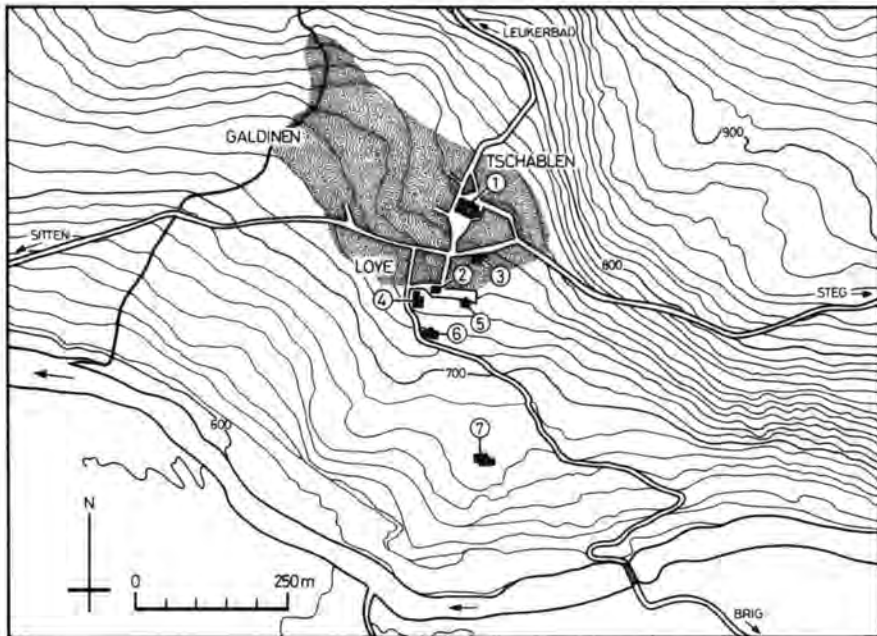


Abb. 1. — Topographische Situation von Leuk: 1) Pfarrkirche St. Stephan, 2) ehem. St. Peterskirche, 3) Mageranhaus, 4) ehem. Bischofsschloss, 5) Rathaus, 6) Hospital, 7) Ringackerkapelle.

² CARLEN, *Inventar*, S. 160.

Leuk ist mithin auf drei Seiten von schwer traversierbaren Wasserläufen umflossen und damit praktisch nur über Brücken erreichbar. Es haben sich drei Brückenbauten aus dem ausgehenden Mittelalter erhalten: der Torturm zur Dalabrücke am alten Weg nach Sitten, die von Ulrich Ruffiner 1539 erbaute Brücke bei Rumeling am Saumweg nach Leukerbad und zur Gemmi sowie die Teufelsbrücke über den Feschelbach, welche auf dem Stich des Matthäus Merian von 1654 als *neue hohe Brücke* bezeichnet wird³.

Damit ist schon einiges über die Verkehrssituation von Leuk ausgesagt. Bis zur Eröffnung der Fahrstrasse im 19. Jh. durch den Pfywald im Rhonetalgrund führte der Weg von Sitten nach Brig zwischen Siders und Leuk über den nördlichen Talhang via Salgesch. Die Überlandstrasse ging von Leuk aus hinunter an den Rotten, wo die Sust stand, 1309 erstmals genannt, über eine Brücke weiter Richtung Visp. Ein Nebenweg führte von Leuk aus weiter dem Nordhang entlang über die Teufelsbrücke gegen Steg am Eingang zum Lötschental. In Leuk zweigt vom West-Ost verlaufenden Hauptweg ein Saumpfad Richtung Norden ab nach Leukerbad und über den Gemmipass, 1318 mit einem Hospiz erwähnt, ins Berner Oberland. Leuk war somit ein Knotenpunkt von Verkehrswegen überregionaler Bedeutung: Genfersee/Unterwallis — Oberwallis/Furka- und Simplonpass — Bern/Thunersee.

Die verschiedenen Wege trafen im südlichen Teil des Hauptplatzes von Leuk zusammen, im Quartier Loye, dessen Name *Lobia* sich wahrscheinlich vom lateinischen *lobium* = Speicher ableitet. Speicher ist hier im Sinne von Warenlager zu verstehen und deutet damit an, dass Leuk, abgesehen von der Sust am Rotten, auch als Stapelplatz und Umschlagsort für Handelswaren eine wichtige Bedeutung hatte.

Historischer Überblick

Die Geschichte von Leuk ist bis anhin noch nicht in konziser wissenschaftlicher Weise aufgearbeitet worden, was auch L. BLONDEL in seinem Aufsatz «Le bourg de Loèche» feststellen musste⁴. Es ist nun allerdings nicht möglich, dies im Rahmen der vorliegenden Arbeit nachzuholen. Im folgenden soll vielmehr versucht werden, gewisse Hauptlinien und Schwerpunkte herauszuarbeiten, um die historische Entwicklung von Leuk im Mittelalter und damit auch die Geschichte der Pfarrkirche St. Stephan sowie der ehemaligen Kirche St. Peter besser begreifbar werden zu lassen.

Die Terrasse von Leuk und auch das Tal der Dala, in mittelalterlichen Urkunden als *Boeztal* bezeichnet, waren bis hinten in den Talkessel von Leukerbad bereits in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt⁵, wie auch der Name Leuk (*Leuca*)

³ Abgebildet beispielsweise in J. HEINZMANN, *Die Ringackerkapelle*, Visp, o. J., S. 3.

⁴ BLONDEL, *Loèche*, S. 30.

⁵ M.-R. SAUTER, «Préhistoire du Valais des origines aux temps mérovingiens», in: *Vallesia* 5 (1950), S. 103f. und in: *Vallesia* 15 (1960), S. 257f.; vgl. AMMANN, *Hof Leuk*, S. 117f.

einer voralemannischen, wohl einer gallo-römischen und nicht einer ligurischen⁶ Sprachschicht zuzugehören scheint. Auch Siedlungsspuren römischer Zeit sind in Leuk und Leukerbad bekannt, so dass man wohl für Leuk eine Siedlungskontinuität seit der Antike annehmen darf.

In einer schriftlichen Quelle wird Leuk zum Jahre 515 fassbar, und zwar im Zusammenhang mit der Gründung des Klosters St. Maurice durch Sigismund von Burgund. Allerdings kennen wir keine Urkunde aus dieser Zeit; der Gründungsakt ist durch drei wesentlich spätere Kopien überliefert. In der historischen Forschung wird heute mehrheitlich die Meinung vertreten, dass die Gründungs-tradition von St. Maurice in frühkarolingischer Zeit wohl zur Durchsetzung bestehender Rechtsansprüche festgehalten worden sei⁷. Man kann jedoch davon ausgehen, dass ein Hof in Leuk zur ältesten Traditionsschicht der Besitzmasse des Klosters St. Maurice gehört, und dieser Hof wohl vor dem 9. Jh. an das Kloster gelangt ist⁸.

Zu welcher Zeit der Hof in Leuk der Abtei Agaunum entfremdet wurde, wissen wir nicht. Jedenfalls ist Leuk im Diplom König Rufolds III. von Burgund 1017 zugunsten von St. Maurice nicht mehr unter den Besitzungen des Klosters aufgeführt⁹. Im Jahre 1079 schenkte Kaiser Heinrich IV. Leuk dem Bischof von Sitten¹⁰. Bereits im Jahre 1032 war das II. Burgundische Königreich, zu dem auch das Wallis gehörte, dem Imperium angegliedert worden. Dieses scheint aber in der Folge keinen wirklich bedeutenden Machteinfluss in den ehemaligen Gebieten des Königreiches Burgund ausgeübt zu haben. Vielmehr trat als eigentliche Autorität im Gebiet der oberen und mittleren Rhone, mit Ausnahme von Genf, die Familie der Humbertinen in Erscheinung, aus welcher die Grafen von Savoyen hervorgehen sollten¹¹. Diese verstanden es, eine feudale Verwaltungsstruktur aufzubauen, welche ihnen bald einmal die Kontrolle der wichtigsten Westalpenpässe gestattete. Dabei waren sie besonders auch auf eine Einflussnahme auf kirchliche Institutionen wie Klöster und Bischofssitze bedacht, welche sie vornehmlich mit Mitgliedern der Familie zu besetzen trachteten. Eine wichtige Rolle spielte dabei das Kloster St. Maurice, welches, zuvor königliches Eigenkloster, in den Besitz der Savoyer gelangte.

Die expansive Politik der Grafen von Savoyen geriet jedoch in Konflikt mit den Interessen der Landesherrn. Im Wallis waren dies die Bischöfe von Sitten, denen kurz vor der Jahrtausendwende von König Rudolf III. von Burgund die Grafenrechte übertragen worden waren¹², und deren Politik im Mittelalter durch

⁶ P. HELDNER, *1450 Jahre Leuk*, Leuk 1965, S. 9, verfiert die These, dass Leuk ein ligurischer Name sei; vgl. dagegen P. DUCREY: «État de la recherche sur le Valais romain», in: *Vallesia* 33 (1978), S. 18.

⁷ Grundlegend die Untersuchung von J.-M. THEURILLAT, «L'abbaye de Saint-Maurice d'Agaune des origines à la réforme canoniale, 515—830 environ», in: *Vallesia* 9 (1954), S. 1—128, besonders S. 75ff. — Zur These von Pascal Ladner, wonach die Fälschung aus der Zeit Rudolfs III. von Burgund stammt, vgl. AMMANN, *Hof Leuk*, S. 122.

⁸ Vgl. BUTTNER/MÜLLER, *Frühes Christentum*, S. 85.

⁹ M. REYMOND, «La charte de saint Sigismund pour Saint-Maurice d'Agaune 515», in: *Zeitschrift für Schweizer Geschichte* 6 (1926), S. 1—60, besonders S. 9f.

¹⁰ Regest bei GREMAUD, *Documents I*, Nr. 108.

¹¹ R. AVEZOU, *Histoire de la Savoie*, Paris 1963³, S. 25ff.

¹² Vgl. R. WALPEN, *Studien zur Geschichte des Wallis im Mittelalter, 9. bis 15. Jh.* (Geist und Werk der Zeiten 63), Bern 1983, *passim*.

ständige Auseinandersetzungen mit den Grafen von Savoyen gekennzeichnet war. Wie erwähnt betrieben die Savoyer eine gezielte Passpolitik, die sehr erfolgreich gewesen sein muss, wenn ein *Anonymus* von Lyon in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. schreiben konnte, dass niemand nach Italien gelangen könne, ohne das Herrschaftsgebiet des Grafen von Savoyen zu durchqueren¹³ — was für die Westalpen durchaus zugetroffen haben mochte. Angesichts dieser politischen Bestrebungen wundert es nicht, dass die Savoyer danach trachteten, wichtige Stationen an den Zugangsstrassen zu den Alpenpässen wie etwa Leuk unter ihre Kontrolle zu bringen. Doch scheinen sich die Bischöfe von Sitten einigermaßen erfolgreich dagegen gewehrt zu haben. Für das Jahr 1116 und wiederum für 1136 ist überliefert, dass Graf Amadeus III. von Savoyen dem Bischof von Sitten den Hof in Leuk mit allen dazugehörigen Rechten zurückerstattete¹⁴, was bedeutet, dass er Leuk zuvor, wohl unrechtmässig, an sich gerissen hatte. In einer Urkunde aus der Zeit zwischen 1138 und 1142 ist von der Beilegung einer Auseinandersetzung zwischen dem Sittener Bischof und Amadeus von Savoyen die Rede, als deren Folge der Savoyer Leuk wiederum (oder nun tatsächlich) in die Hand des Bischofs zurückgab. Es ist nicht uninteressant zu sehen, dass sich dabei Bischof Garinus von Sitten ausdrücklich auf die Belehnung von Leuk durch Kaiser Heinrich IV. aus dem Jahre 1079 beruft¹⁵.

Bereits 1179 ist ein neuer Friedensschluss zwischen diesen beiden Kontrahenden nötig, wobei wiederum erwähnt ist, dass der Graf von Savoyen, nun Humbertus III., dem Bischof von Sitten alle Besitzungen zurückgab, die dieser zur Zeit seines Vaters Amadeus III. besessen hatte. Diese Besitzungen sind nicht einzeln aufgeführt, aber die Erwähnung eines *Rudolf von Leuk* als Zeugen macht es wahrscheinlich, dass Leuk zuvor wiederum dem Bischof entrissen worden war. Wichtig festzuhalten ist ein Passus dieser Urkunde, wonach der Savoyer die Verpflichtung eingeht, dem Bischof von Sitten zu helfen *ad stratam conservandam*¹⁶, was sowohl den Unterhalt der Strasse, gemeint die Strasse durch das Rhonetal, als auch deren Sicherheit betreffen mochte — eine Bestimmung, welche für Leuk sicherlich von Bedeutung war.

Diese ständigen Auseinandersetzungen zwischen dem Bischof von Sitten und dem Grafen von Savoyen scheinen 1189 für Leuk ein vorläufiges Ende gefunden zu haben, als der staufische König Heinrich VI. bestimmte, dass die Bischöfe von Sitten in Zukunft direkt vom Imperium und nicht länger durch die Savoyer mit den weltlichen Regalien (als Grafen im Wallis) belehnt werden sollten¹⁷. Diese Verfügung Heinrichs VI. ist im Zusammenhang mit einer verstärkten staufischen Einflussnahme auf die Übergänge der Westalpen zu sehen, was zwangsläufig zu Konflikten mit den Grafen von Savoyen führte. Gerade auch im Hinblick auf die ständigen unrechtmässigen Aneignungen von Gütern und Rechten wird Graf Humbertus von Savoyen in diesem Königsdiplom als *manifestus hostis imperii*, als offenkundiger Feind des Reiches, gebrandmarkt. Es

¹³ R. AVEZOU, *Histoire de la Savoie*, Paris 1963³, S. 35.

¹⁴ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 118; vgl. AMMANN, *Hof Leuk*, S. 130.

¹⁵ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 128; vgl. Nr. 129.

¹⁶ Darauf weist auch BÜTTNER, *Simplon*, S. 581 hin.

¹⁷ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 176; vgl. BÜTTNER, *Simplon*, S. 580ff., und R. WALPEN, *Studien zur Geschichte des Wallis im Mittelalter*, Bern 1983, S. 133ff.

bedeutete deshalb eine wichtige Unterstützung für den Sittener Bischof, wenn Heinrich zugleich die Güter der Kirche von Sitten unter seinen und des Reiches Schutz stellte. Dazu gehörte seit den fünfziger Jahren des 12. Jhs. auch die (Pfarr-)Kirche von Leuk, wie dies aus einer Urkunde aus der Zeit zwischen 1162 und 1173 hervorgeht¹⁸.

Mit der Intervention Heinrichs VI. hat dieser die Ambitionen der Grafen von Savoyen, besonders was die Walliser Alpenübergänge betraf, deutlich in die Schranken gewiesen. Damit ist im speziellen für Leuk eine lange Zeit der Rechtsunsicherheit zu Ende gegangen. Die Bischöfe von Sitten, in ihrem weltlichen Amt als Grafen im Wallis nun reichsunmittelbar geworden, werden sich trotz weiterer Anfechtungen seitens der Grafen von Savoyen spätestens zu diesem Zeitpunkt in Leuk etabliert sowie eine bischöfliche Verwaltung (Meier, Vizedominus) installiert haben. Wir kennen allerdings die baulichen Anfänge weder des Bischofsschlusses noch der Burg des Vizedominus. Ist letztere uns nur in der Gestalt des Umbaus als Rathaus von Leuk durch Ulrich Ruffiner aus den Jahren 1541—43 bekannt, so reichen die Anfänge des Bischofsschlusses in Leuk mindestens ins 13. Jh. zurück; es ist 1254 erstmals urkundlich genannt.

Bezeichnend scheint die Lage der mit einer Mauer bewehrten bischöflichen Residenz zu sein: sie liegt an der alten Strasse am südlichen Ausgang von Leuk *zwischen* Leuk und der Sust an der Rottenbrücke. Der Verlauf dieser alten Strasse ist aus dem Stich des Matthäus Merian von 1654 ersichtlich, doch bereits eine Urkunde aus dem Jahre 1338 sagt aus, dass die bischöfliche Residenz an der öffentlichen Strasse liege¹⁹.

Die Bedeutung von Leuk lag abgesehen von seiner kirchlichen Zentrumsfunktion ohne Zweifel in erster Linie in ihrer Funktion als Strassenstation. Dies wurde indirekt fassbar durch die beschriebenen Auseinandersetzungen zwischen dem Grafen von Savoyen und dem Sittener Bischof im 11. und 12. Jh. Vollends ersichtlich wird diese Bedeutung nun im 13. und 14. Jh. durch das Auftauchen verschiedenster, die Strassenstation betreffenden Einrichtungen in den Urkunden:

- Anfangs des 13. Jhs., vielleicht 1209, wird erstmals ein Leuker Getreidemass erwähnt, was darauf hindeutet, dass es in Leuk damals einen Markt gab²⁰.
- In einer 1236 in Leuk ausgestellten Urkunde unterzeichnet ein *Martinus tabernarius*, ein Gastwirt Martin, als Zeuge²¹.
- 1250 wird eine Herberge in Leuk genannt²².
- Um die Mitte des 13. Jhs. wird eine rege Bautätigkeit in Leuk fassbar: 1241 und 1252 erscheinen in zwei Kaufverträgen je ein Aimo und ein Stephan mit der Berufsbezeichnung *cementarius* = Maurer²³. Ein aus Stein gebautes Haus in Leuk ist bereits 1228 erwähnt²⁴.

¹⁸ Regest bei GREMAUD, *Documents I*, Nr. 146.

¹⁹ GREMAUD, *Documents IV*, Nr. 1719.

²⁰ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 220.

²¹ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 412.

²² GREMAUD, *Documents I*, Nr. 539.

²³ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 459 und Nr. 552.

²⁴ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 433.

- In einem um die Mitte des 13. Jhs. zusammengestellten Zinsverzeichnis der Kirche von Sitten werden zwei Mühlen in Leuk aufgeführt²⁵.
- 1254 übernachtete der Erzbischof Odo von Rouen auf seiner Reise über den Simplon nach Mailand in Leuk; als weitere Etappenorte werden u. a. Sitten und Brig erwähnt²⁶.
- 1270 werden in Leuk zwischen Mailänder Kaufleuten und dem Truchsess des Bischofs von Sitten Vereinbarungen über Abgaben getroffen, wobei unter den Handelswaren Stoffe aus Frankreich genannt sind²⁷.
- 1285 ist anlässlich einer Schenkung nicht nur die Rede von verschiedenen Strassen, darunter einer Strasse zur Dala, es ist hier auch ein Hospital erwähnt²⁸, das wohl gleichzeitig als Herbergé, Pflegestätte und Armenhaus diente. Es soll an derselben Stelle gestanden haben wie das heutige Bürgerhospital²⁹, also am Weg von Leuk zur Sust, etwas ausserhalb der Siedlung. Es ist anzunehmen, dass dieses Hospital nicht primär aus den Bedürfnissen von Leuk selber entstanden ist, sondern wohl besonders im Hinblick auf die Reisenden erbaut wurde.
- Wohl aus der Zeit des beginnenden 14. Jhs. wird mit einem ersten Vorgängerbau des späteren Mageranhauses eine eigentliche Stadtresidenz fassbar, die, im Quartier Loye gelegen, wohl eher einem im Fernhandel reich gewordenen Kaufmann gehörte, denn als Sitz einer Adelsfamilie zu betrachten ist (vgl. unten S. 231ff.).
- 1310 erlässt die Burgerschaft Leuk Bestimmungen für einheimische Fuhrleute³⁰.
- 1336 wird zwischen den Brüdern Ulrich und Niklaus von Ayent und Vertretern der Mailänder Kaufleute ein Kontrakt über einen Neubau der Sust in Leuk geschlossen. Dabei äussern die Kaufleute präzise Wünsche betreffend Grösse, Bauweise und Ausstattung der Gebäulichkeiten, worin 200 Ballen Wolle sollten gelagert werden können³¹.
- Erwähnt sei schliesslich noch eine Urkunde von 1374, worin der Bischof von Sitten der Burgerschaft Leuk aufträgt, von Kaufleuten beschlagnahmte Ware in Gewahrsam zu nehmen³².

Diese zahlreichen Zeugnisse lassen die Funktion von Leuk als Etappenort mit den dazu notwendigen gewerblichen Dienstleistungen wie Gastwirtschaften, Herbergen, Krankenversorgung, Fuhrwerkunternehmungen deutlich werden. Zugleich war Leuk jedoch auch ein Warenumschiessplatz mit einem Markt und mit Mühlen sowie ein Stapelplatz für Waren verschiedenster Art und Herkunft.

²⁵ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 536. — Bereits 1203 wird in Leuk ein zu einer Mühle gehörender Weinberg genannt; *ibid.*, Nr. 204.

²⁶ SCHULTE, *Handel und Verkehr*, S. 213. — Zu den Etappenorten an der Walliser Strasse durch das Rhonetal, vgl. *ibid.*, S. 215.

²⁷ GREMAUD, *Documents II*, Nr. 765.

²⁸ GREMAUD, *Documents II*, Nr. 940.

²⁹ BLONDEL, *Löchle*, S. 33; G. CARLEN, *Inventar*, S. 89.

³⁰ GREMAUD, *Documents III*, Nr. 1311; vgl. SCHULTE, *Handel und Verkehr*, S. 461.

³¹ GREMAUD, *Documents IV*, Nr. 1694; vgl. SCHULTE, *Handel und Verkehr*, S. 460.

³² GREMAUD, *Documents V*, Nr. 2156; vgl. SCHULTE, *Handel und Verkehr*, S. 47f.

Voraussetzung zu dieser wirtschaftlichen Entwicklung von Leuk war ein gewisses Mass des Schutzes — Schutz der Reisenden und der gelagerten Waren. Für Unterhalt und Sicherheit auf der Landstrasse war der Landesherr, der Bischof von Sitten, zuständig. Leuk selber galt von alters her als die Starke, *Leuca fortis*, doch halten wir es entgegen der älteren Forschung³³ für unwahrscheinlich, dass die Stadt jemals von Mauern umgeben war. Es fehlt jeglicher ernst zu nehmender archäologischer Hinweis darauf, es schweigen dazu auch die schriftlichen Quellen. Auch auf dem Stich des Matthias Merian von 1654 ist keine Spur davon auszumachen. *Brücken bschlisen Leug und machens fest*, hält dieser lapidar fest und beschreibt damit in knappster Form den Vorzug der Lage von Leuk.

Vor dem beschriebenen wirtschaftlichen Hintergrund muss auch die Stadtwerdung Leuks gesehen werden, welche nach der Meinung der bisherigen Forschung im Laufe des 13. Jhs. festgeschrieben wurde³⁴. Dies muss jedenfalls vor 1296 geschehen sein, denn zu diesem Zeitpunkt tritt die *universitas de Leucha* als gleichberechtigte Rechtsperson neben der Burgerschaft von Bern in einer Urkunde auf³⁵. 1338 erneuert der Bischof das Stadtrecht von Leuk, da die ursprüngliche Ausfertigung, wie es heisst, zuvor bei einem Brand der Stadt zugrunde gegangen sei³⁶.

Brachte die Durchsetzung der angestammten Rechte durch den Sittener Bischof gegenüber dem Hause Savoyen Ende des 12. Jhs. eine Zeit der relativen Rechtssicherheit und der Prosperität, aus welcher Leuk als Stadtkommune hervorgehen sollte, so stand das 14. Jh. im Zeichen weiterreichender Unabhängigkeitsbestrebungen. Leuk versuchte im Bündnis mit Oberwalliser Adligen seine Abhängigkeit vom bischöflichen Stadt- und Landesherrn abzubauen, eine Bewegung, die 1415 mit dem Sturm auf Viztums- und Bischofsschloss ihren vorläufigen Höhepunkt fand³⁷.

Leuk und die übrigen Zenden des Oberwallis gingen siegreich aus der Konfrontation mit dem Bischof von Sitten hervor und übernahmen nun eine Reihe von bisher dem bischöflichen Landesherrn zustehenden Verwaltungsaufgaben, wozu offensichtlich auch die Warenbeförderung auf der grossen Talstrasse und über die Gemmi gehörte³⁸. Lag bis anhin die Strassenhoheit im Wallis sowie das Recht zur Organisation des Personen- und Warenverkehrs beim Bischof von Sitten, so scheinen diese Rechte als auch die damit verbundenen Pflichten wie Strassenunterhalt oder Schadenhaftung an Personen und Waren nun an die einzelnen Kommunen bzw. Zenden übergegangen zu sein. Dies brachte zugleich eine Zersplitterung der Interessen mit sich, welche dem reibungslosen Ablauf der Warenbeförderung eher abträglich gewesen zu sein scheint³⁹. Waren die beiden 1271 und 1291 geschlossenen Verträge zwischen

³³ Z. B. BLONDEL, *Loèche*, S. 34.

³⁴ Vgl. L. CARLEN, «Die Gründung der Stadt Leuk», in: *Walliser Jahrbuch* 1968, S. 20—25, besonders S. 21.

³⁵ GREMAUD, *Documents II*, Nr. 1086.

³⁶ GREMAUD, *Documents IV*, Nr. 1719.

³⁷ BLONDEL, *Loèche*, S. 31.

³⁸ P. CARONI, «Dorfgemeinschaften und Säumergenossenschaften in der mittelalterlichen und neuzeitlichen Schweiz», in: *Nur Ökonomie ist keine Ökonomie, Festgabe B. M. Biuchi*, Bern/Stuttgart 1978, S. 79—127, speziell S. 97.

³⁹ P. CARONI, *Dorfgemeinschaften*, S. 98ff.

dem Bischof von Sitten und den Mailänder Kaufleuten den Interessen letzterer im Sinne eines reibungslosen Warenverkehrs nachgekommen — was letztlich auch im Sinne des Walliser Gemeinwohls lag —, so scheinen die neuen Verhältnisse vor allem die Interessen der einzelnen Zenden begünstigt zu haben. Langfristig beeinträchtigten diese allerdings den kontinuierlichen Transitverkehr. Es war dies ein Interessenkonflikt, wie P. CARONI schreibt⁴⁰, der wesentlich die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte unserer Passgegenden prägte.

Als eigentliche Blütezeit von Leuk gilt das 16. und 17. Jh., wie dies besonders auch in einer ganzen Reihe von privaten und kommunalen Bauten seinen Ausdruck fand⁴¹. Dieser neuerliche Aufschwung dürfte im Zusammenhang mit der Erneuerung der Strasse von Leuk bis zum Simplon zu Beginn des 16. Jhs. und nochmals im 17. Jh. stehen, als der Warentransport im Wallis unter der Ägide von Michael Mageran und besonders von Kaspar Jodok Stockalper einen neuerlichen Höhepunkt erlangte.

Zusammenfassend wird man also die Geschichte Leuks im Mittelalter vor allem von deren Funktion als Strassenstation zu begreifen haben. Diese Entwicklung setzte in Leuk wahrscheinlich schon recht frühzeitig ein, nahm jedoch vor allem mit der Erschliessung des Simplon als Fernstrasse im 11./12. Jh.⁴² einen enormen Aufschwung und fand in der Zeit vom 13. bis 15. Jh. mit deren eminenten Bedeutung für Norditalien als Hauptverbindungsweg zu den Messen der Champagne ihren vorläufigen Höhepunkt⁴³. Doch war die Simplonstrasse nicht der einzige Verkehrsweg im Gebiet des Oberwallis. Seit dem 13. Jh. mehren sich auch die Zeugnisse über eine häufigere Begehung der Furka sowie des Grimselpasses, und im Spätmittelalter gelangte auch der Übergang über die Gemmi zu einiger Bedeutung für die Warenbeförderung und wohl mehr noch für den Personenverkehr⁴⁴.

Sankt Stephan

Die erste urkundliche Erwähnung einer Kirche in Leuk ist eine indirekte: Bischof Amadeus bestätigt die Schenkung der Kirche von Leuk an das Domkapitel Sitten, welche sein Vorgänger, Bischof Ludwig, vorgenommen hat⁴⁵. Diese Schenkung muss demnach zwischen 1150 und 1160 erfolgt sein. Aufgrund der späteren Besitzverhältnisse kann davon ausgegangen werden, dass es sich dabei um die Pfarrkirche St. Stephan handelte. In den Chroniken soll das Jahr 1010 als Zeitpunkt der Gründung der Leuker Pfarrei angegeben sein⁴⁶. I. MÜLLER vermutet in Leuk eine frühmittelalterliche Missionspfarrei, als

⁴⁰ P. CARONI, *Dorfgemeinschaften*, S. 107.

⁴¹ CARLEN, *Inventar*, S. 161ff.

⁴² BÜTTNER, *Simplon*, S. 584.

⁴³ P. CARONI, «Zur Bedeutung des Warentransportes für die Bevölkerung der Passgebiete», in: *Geschichte der Alpen in neuer Sicht* [= SZG 29 (1979)], S. 84—100, speziell S. 94.

⁴⁴ W. LAUSBERG, *Die Gemmi. Geschichte eines Alpenüberganges*, Hamburg 1975, S. 27 und S. 103ff.

⁴⁵ Regest bei GREMAUD, *Documents I*, Nr. 146.

⁴⁶ *HBLs IV*, S. 667.

Eigenkirche des Klosters St. Maurice im 7./8. Jh. entstanden⁴⁷. In einer undatierten Urkunde, die wahrscheinlich aus dem Jahre 1209 stammt, werden der (Pfarr-)Kirche von Leuk Einkünfte geschenkt⁴⁸. 1210 wird mit einem gewissen Aimo erstmals ein Priester der Kirche von Leuk genannt⁴⁹.

1338 vermachte Aimo von Chatillon, Bischof von Sitten, dem Katharinenaltar der Kirche von Leuk sein kleines Brevier⁵⁰. Ausser diesem Katharinenaltar sind noch vier weitere Nebenaltäre von St. Stephan aus der Zeit vor der Errichtung der heutigen Kirche bekannt: 1259 wurde ein Niklausaltar gestiftet, 1336 ein Mauritiusaltar erwähnt, 1400 ein Muttergottesaltar und 1415 ein Michaelsaltar⁵¹. Diese mit der Pfarrkirche St. Stephan verbundenen Altarpatrozinien lassen recht anschaulich das kirchliche und in gewissem Masse auch das politische Beziehungsgefüge von Leuk im 13. und 14. Jh. aufscheinen.

Dem Erzmärtyrer *Stephanus* wurde besonders im 5. und 6. Jh. eine hervorragende Verehrung zuteil, während im 7. Jh. die Ausstrahlungskraft des Kultes bereits nachliess. Ihm wurden neben Rom vor allem auch in Oberitalien — um die Mitte des 5. Jhs. auch bereits in Clermont — eine Reihe von Gotteshäusern, mehrheitlich Friedhofkirchen, geweiht. Noch im 5. Jh. wird ein dem hl. Stephan geweihter Memorialbau in Chur fassbar⁵²; im 6. Jh. sind Stephanus-Kirchen in der Diözese Lausanne⁵³ sowie in Solothurn⁵⁴ bezeugt. Im Wallis lassen sich vom 11. bis 13. Jh. urkundlich drei Stephanskirchen nachweisen, und zwar je eine im unteren, mittleren und oberen Teil der Diözese. Neben Leuk sind dies die Pfarrkirchen von Granges und Liddes⁵⁵ — alle drei an den beiden Hauptverkehrswegen im Wallis gelegen. Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass Stephanus als der *älteste und patroziengeschichtlich hervorragendste Pferdepatron* gilt⁵⁶.

Interessant ist auch das Patrozinium des ältesten urkundlich genannten Nebenaltars: *Nikolaus*. In Italien lässt sich die Verehrung dieses östlichen Heiligen bis ins 9. Jh. zurückverfolgen. Der Kult des Nikolaus kam nördlich der Alpen *erst durch die Gemahlin Ottos II., die byzantinische Prinzessin Theophano, grossartig auf*⁵⁷, erlebte dann jedoch nach der Translation der Gebeine 1087 nach Bari eine rasche Verbreitung über ganz Europa. Bereits in der ersten Hälfte des 11. Jhs. wurde zu Ehren des hl. Nikolaus auf dem Grossen St. Bernhard ein Hospiz errichtet. Niklaus ist sehr gerne als Patron der Pilger angerufen worden. Ihm wurde wohl deshalb im Pass- und Durchgangsland Wallis eine besondere Verehrung zuteil; er wird hier zu den Diözesanpatronen gerechnet⁵⁸. In Leuk war die Verehrung dieses Schutzheiligen der Reisenden in besonderem Masse

⁴⁷ MÜLLER, *Pfarreien im Wallis*, S. 58.

⁴⁸ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 220.

⁴⁹ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 221 bis.

⁵⁰ GREMAUD, *Documents IV*, Nr. 1713.

⁵¹ SCHALLER/SALZMANN, *Stephanskirche*, S. 7.

⁵² W. SULSER/H. CLAUSSEN, *Sankt Stephan in Chur. Frühchristliche Grabkammer und Bischofskirche*, Zürich 1978, *passim*; zum Stephanspatrozinium vgl. S. 147—154.

⁵³ MÜLLER, *Pfarreien im Wallis*, S. 58.

⁵⁴ B. AMIET, *Solothurnische Geschichte I* (1952), S. 147ff.

⁵⁵ GRUBER, *Stiftungsheilige*, S. 81—83.

⁵⁶ *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 9, 1937, Sp. 797.

⁵⁷ BÜTTNER/MÜLLER, *Frühes Christentum*, S. 61.

⁵⁸ GRUBER, *Stiftungsheilige*, S. 114.

gegeben. Bezeichnend ist auch die weitere Patroziniengeschichte dieses Altares: Zu unbekannter Zeit wurde Antonius dem hl. Nikolaus als Nebenpatron des Altares beigesellt; beide sind sie später jedoch vom Patrozinium Karls des Grossen verdrängt worden⁵⁹.

Der *Marienaltar* in St. Stephan galt der eigentlichen Bistumspatronin⁶⁰. Es sei zudem daran erinnert, dass beide Kathedralkirchen von Sitten sie zur Titelheiligen gewählt hatten. In der barocken Ringackerkapelle wird der Muttergottes in Leuk gar ein Wallfahrtsheiligtum erwachsen.

Auch *Katharina* war eine im Bistum Sitten besonders verehrte Heilige. Ihr Kultzentrum war die Valeriakirche, wo sie das ursprüngliche Marienpatrozinium zurückzudrängen vermochte. Die Katharinenverehrung, seit dem frühen 13. Jh. im Wallis fassbar, strahlte besonders in den östlichen Teil der Diözese aus⁶¹. In Leuk bestand im 13. Jh., 1265 und 1276 genannt, eine der hl. Katharina geweihte Niederlassung von Kanonissen aus Aosta. Wann diese genau aufgegeben worden ist, lässt sich nicht ermitteln; vielleicht stellte der 1338 in der Pfarrkirche bestehende Katharinenaltar bereits in gewissem Sinne einen Ersatz dar.

Mauritius ist der wichtigste der in der Diözese Sitten selbst entstandenen Kulte. Dank der Lage seiner Kultstätte an der Fernstrasse über den Grossen St. Bernhard hatte seine Verehrung eine Verbreitung weit über die Grenzen des Wallis hinaus gefunden.

Michaelsaltäre finden sich besonders häufig in erhöhter Lage wie etwa auf Türmen, Burgen oder auf Emporen. Vielfach erscheinen sie auch im Zusammenhang mit einem Friedhof, galt der Erzengel doch als Seelengeleiter beim Jüngsten Gericht⁶². Dass der Michaelsaltar in der Leuker Pfarrkirche wahrscheinlich in beiden dieser erwähnten Kontexte gesehen werden muss, darauf wird bei den Ergebnissen der Grabung zurückzukommen sein.

Die Pfarrei von Leuk, als solche erstmals 1227 genannt⁶³, war im Mittelalter sehr ausgedehnt und umfasste ein Gebiet beidseits des Rotten. Seit dem Beginn des 16. Jhs. haben sich von der Grosspfarre Leuk insgesamt 13 Pfarreien gelöst und selbständig gemacht, welche uns eine Vorstellung von der ursprünglichen Ausdehnung der Mutterpfarre geben: im 16. Jh. Leukerbad; im 17. Jh. Turtmann, Gampel und Salgesch; im 18. Jh. Erschmatt, Unterems, Albinen, Inden und Varen, im 19. Jh. Ergisch und Guttet-Feschel; im 20. Jh. Agarn und Susten⁶⁴.

St. Peter

In schriftlichen Quellen ist St. Peter nur selten erwähnt. Erstmals ist die Kirche, von der sich das Wissen erhalten hat, dass hier im 17. Jh. französisch

⁵⁹ GRUBER, *Stiftungsheilige*, S. 125; vgl. RUPPEN, *Skulpturenfund*, Nr. 23, S. 257f.

⁶⁰ GRUBER, *Stiftungsheilige*, S. 204; vgl. S. 51—64.

⁶¹ GRUBER, *Stiftungsheilige*, S. 114—118.

⁶² Zum Michaelskult im Wallis vgl. GRUBER, *Stiftungsheilige*, S. 74—77.

⁶³ GREMAUD, *Documents I*, Nr. 339.

⁶⁴ DUBUIS, *Sanctuaires primitifs*, S. 92.

gepredigt wurde⁶⁵, in einer Urkunde von 1326 genannt⁶⁶. Aus einem Vertrag von 1648 zwischen Vertretern der Gemeinde Leuk und einem Maurermeister⁶⁷ geht hervor, dass dieser beauftragt wurde, die Mauern der Kirche innen und aussen mit einem abzuglättenden Verputz zu versehen. Ferner soll er eine steinerne Säule zur Stützung der Empore anfertigen, den Zugang zur Empore (neu) gestalten sowie ein Rundfenster ausbrechen. Zudem ist erwähnt, dass er einige Treppenstufen vor der Kirche abbrechen und sie rechts von der kleinen Türe neu aufbauen soll. In diesem Dokument wird zudem ein weiterer Vertrag erwähnt, dessen Inhalt, jedenfalls was die Bauarbeiten betrifft, nicht bekannt ist. Diese beiden Kontrakte nehmen jedoch offensichtlich Bezug auf eine umfassende Renovation der Peterskirche. Wichtig festzuhalten ist die Tatsache, dass die Gemeinde Leuk als Bauherrin auftritt, was in einer Pastoralvisitation von 1688 bestätigt wird, worin die Bürger als *fundatores* (Gründer) und *aedificatores* (Erbauer) der Kirche bezeichnet werden.

Der Merianstich von 1654 gibt uns eine Vorstellung vom Aussehen der Peterskirche um die Mitte des 17. Jhs. Dargestellt ist ein stattlicher Bau mit einem Turm an der Südmauer sowie einer grösseren Choranlage. An der Westfassade ist ein Portal auszumachen sowie auf der südlichen Chorseite ein Fenster. In einer späteren Bildquelle, auf dem 1803 gemalten Bild des Sebastiansaltares in der Ringackerkapelle⁶⁸, sind zwei Fenster an der südlichen Chorseite zu erkennen. Zudem ist hier ein weiteres Fenster westlich des Turmes in der Südwand des Schiffes dargestellt.

Für das Jahr 1709 ist überliefert, dass der Pfarrer von Leuk, Jean de Cumbis, auf seine Kosten ein *Beneficium* für einen Rektor an der St. Peterskirche eingerichtet hat. Es war damit die Auflage verbunden, dass der Inhaber des Beneficiums in einem Haus beim Hospital wohnen müsse, um dort für das geistliche Wohl der Armen sorgen zu können.

In einem Visitationsbericht von 1809 werden in der *von der Noblen Burger-schaft von Leuk unter dem Patronat des heiligen Petrus errichteten alten Kirche* neben dem Hauptaltar zwei Seitenaltäre genannt: zur linken Seite ein Altar mit dem Doppelpatrozinium Johannes Nepomuk und Philipp Neri sowie rechts ein Georgsaltar.

In einem undatierten, aus dem Jahre 1817 oder 1821 stammenden Visitationsbericht hält der Pfarrer von Leuk fest, dass die alte Kirche St. Peter mit drei Altären verlassen und verfallen sei. Es dürfe hier nicht länger die Messe gelesen werden, da die Kirche an den Markttagen als Stall für Schweine und Rinder benutzt werde. Das Interdikt wird 1821 und 1829 wiederholt und nochmals 1834. In diesem letzten Visitationsbericht ist die entsprechende Stelle durchgestrichen und dazu vermerkt: *nunc destructa* (jetzt abgerissen). Es ist somit anzunehmen, dass St. Peter um 1834, wohl anlässlich des Baus der neuen Strasse von Susten nach Leuk⁶⁹ als Kirche aufgegeben wurde.

⁶⁵ S. FURRER, *Statistik von Wallis (Geschichte, Statistik und Urkunden-Sammlung I)*, Sitten 1852, S. 99.

⁶⁶ Die mehrheitlich unpublizierten Quellen zur Peterskirche wurden von Antoine Lugon vom Service des Monuments historiques, Sion, zusammengestellt.

⁶⁷ Bürgerarchiv Leuk, D 55.

⁶⁸ Gute Abbildung in J. HEINZMANN, *Die Ringackerkapelle*, Visp o. J., S. 7.

⁶⁹ CARLEN, *Inventar*, S. 90.

Was den Rechtsstatus von St. Peter betrifft, so ist im ältesten Dokument von *capella* die Rede, danach jedoch mehrheitlich von der *Kirche* St. Peter. Wir möchten nicht soweit gehen, daraus eine Änderung des kirchenrechtlichen Status abzuleiten. Doch scheint es, dass nach dem Erwerb und einem möglichen Um- oder Neubau von St. Peter durch die Burggemeinde von Leuk dieses Gotteshaus als eine Art zweite Gemeindekirche, beispielsweise für die französischsprachige Bevölkerung, gedient hat.

Unklar bleibt die ursprüngliche Funktion und Zugehörigkeit der Peterskirche. Ihre Nähe zum Bischofsschloss könnte die Vermutung aufkommen lassen, dass sie einstmals zum Komplex der bischöflichen Residenz gehörte und so möglicherweise als Privatkapelle des Bischofs diente. Dagegen spricht jedoch die zwischen Schloss und Kapelle verlaufende Umfassungsmauer der bischöflichen Residenz, welche stellenweise hochmittelalterliche Strukturelemente (Ährenmauerwerk) aufweist. Diese Mauer ist als Rechtsgrenze ernst zu nehmen.

Eine zweite Möglichkeit liegt in einer Verbindung der Peterskirche zu dem bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. genannten Hospital. Eine solche Verbindung ist jedoch erst durch das 1709 installierte Rektorat fassbar, wobei allerdings nicht auszuschliessen ist, dass diesem eine ältere Tradition zugrunde liegt. Der These einer Hospitalkirche stehen aber noch zwei weitere Gründe entgegen: Zum einen stand das Hospital unter dem Patronat des hl. Antonius (seit 1299 nachgewiesen); man würde eigentlich auch für die Hospitalkirche dieses Patrozinium erwarten. Zum zweiten sprechen auch die topographischen Verhältnisse einer solchen Verbindung entgegen. Das Niveau der Peterskirche liegt rund dreissig Meter höher, vom Hospital aus durch einen steilen Weg erreichbar, welcher den Kranken und Gebrechlichen für den Besuch der Messe kaum zuzumuten gewesen wäre.

Auch das Patrozinium St. Peter — vorausgesetzt, dass hier kein Patrozinienwechsel stattgefunden hat — spricht nicht eben für eine Verbindung weder mit dem Hospital noch mit dem Bischofsschloss. Für die erstere Möglichkeit würde man das Patrozinium eines eigentlichen Fürsorge- bzw. Krankenpatrons, wie beispielsweise des erwähnten hl. Antonius erwarten, für eine bischöfliche Privatkapelle eher einen Landespatron: St. Theodul, St. Mauritius oder die Muttergottes als Patronin der beiden Sittener Kathedalkirchen. Der hl. Petrus war in spätromisch-fränkischer Zeit ein beliebter Patron für Friefhof- und Gemeindekirchen. Eine zweite Welle der Petrus-Verehrung ist im Zusammenhang mit der von Cluny ausgehenden Reformbewegung im 10. bis 12. Jh. zu beobachten⁷⁰.

Ringackerkapelle

Auf der unterhalb der Stadt Leuk gelegenen Hangterrasse sind vor einigen Jahren Teile eines römischen Gebäudes ergraben worden⁷¹. Im 13. Jh. bestand hier eine der hl. Katharina geweihte klösterliche Niederlassung von

⁷⁰ BÜTTNER/MÜLLER, *Frühes Christentum*, S. 60.

⁷¹ Freundliche Mitteilung von Prof. François-Olivier Dubuis.

Augustiner-Schwestern⁷². Der Merianstich von 1654 zeigt an dieser Stelle einen *Kirchoff in Zeit der Pest*. Es ist ein ummauertes Geviert (daher der Name Ringacker) mit einem kleinen Gebäude, wohl einer Kapelle, an der Nordostecke und einem Kreuz davor.

1690—1694 wurde anstelle der kleinen Friedhofkapelle die bestehende, der Maria Immaculata geweihte, sogenannte Ringackerkapelle errichtet: Bauherrin war die Burgerschaft Leuk. Die Funktion einer Friedhofkirche scheint sich auch in diesem Neubau weitertradiert zu haben, worauf die beiden Seitenaltäre hindeuten: Der linke ist dem hl. Joseph, dem Patron der Sterbenden, der rechte Seitenaltar dem Pestheiligen Sebastian geweiht. Zum Figurenprogramm gehört hier auch der hl. Rochus, ein weiterer Pestheiliger. Sebastian, Rochus und die Muttergottes (die Patronin der Ringackerkapelle) galten bekanntlich als besonders beliebte Trias des Beistandes gegen die Pest⁷³.

Leuk hat man sich im Mittelalter nach den bisherigen Darlegungen nicht als ein fernab liegendes, verschlafenes Landstädtchen vorzustellen. Vielmehr muss es ein Ort voller Betriebsamkeit gewesen sein, ein Umschlagplatz für Waren des täglichen Gebrauchs wie auch von Luxusgütern, die von weither kamen und zumeist noch weithin verfrachtet wurden. Es war aber auch ein Etappenort für manchen Vornehmen und Kaufmann auf grosser Reise. Doch war Leuk auch in die Fährnisse der Landespolitik verstrickt, Spielball sich widerstreitender Interessen, bedingt wohl besonders durch seine Bedeutung in bezug auf die Strasse.

Die Pfarrkirche St. Stephan

Die archäologischen Untersuchungen

Zu Beginn des Jahres 1982 wurde ein gross angelegtes Restaurierungsprojekt für die Pfarrkirche St. Stephan in Angriff genommen. Dieses sah eine umfassende Restaurierung des Innenraumes vor; dazu gehörten der Abbruch der 1863 im Nordseitenschiff eingerichteten Sakristei sowie der Einbau einer Bodenheizung, welche die vor 30 Jahren installierte Warmluftheizung ersetzen sollte. Projektierender Architekt war Paul Sprung, Naters, bauführender Architekt Adalbert Grand, Leuk, die von der Pfarrgemeinde eingesetzte Baukommission wurde von Peter Pfammatter präsiert.

Da die vorgesehene Installierung einer Bodenheizung einen massiven Eingriff in die Kulturschichten im Kircheninnern bedingten, verlangte der Kantonsarchäologe, Prof. François-Olivier Dubuis, archäologische Abklärungen

⁷² GREMAUD, *Documents II*, Nrn. 716 und 846.

⁷³ Vgl. J. HEINZMANN, *Die Ringackerkapelle*, Visp o. J., S. 4ff.

in den dadurch tangierten Bereichen. Das Atelier d'archéologie médiévale, Moudon, wurde mit der Planung und Durchführung dieser Arbeiten betraut. Bei diesen Untersuchungen trat eine Reihe von Elementen älterer Bauten zutage, die nicht ohne weitere Abklärungen zu verstehen und einzuordnen waren. Darauf entschloss sich die Baukommission anlässlich einer Besichtigung, zu welcher auch Prof. Alfred A. Schmid als Präsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege sowie Prof. Hans Rudolf Sennhauser als Experte dieser Kommission für Mittelalterarchäologie beigezogen wurden, einer gesamtheitlichen archäologischen Bodenuntersuchung im Inneren der Stephanskirche zuzustimmen.

Die Arbeiten wurden zwischen dem 19. Januar und dem 16. Juli 1982 durchgeführt, einzelne Nachuntersuchungen im November/Dezember 1983. Die Untersuchungen standen unter der wissenschaftlichen Leitung von Werner Stöckli; örtlicher Grabungsleiter war Jachen Sarott. Auf dem Platze arbeiteten ferner Franz Wadsack, Manuel Mir und Georges Descœudres, der auch die Nachuntersuchungen durchführte. Unterstützt wurde das Archäologenteam von Arbeitskräften, welche die Gemeinde stellte. Die Grabungspläne wurden im Schiff im Massstab 1:50, im Bereich des Chores, der Gruft sowie des Turmes im Massstab 1:20 aufgenommen. Die Umzeichnungen für die vorliegende Publikation fertigte Alain Muller an mit Ausnahme von Abb. 11, die von Manuel Mir stammt. Die fotografische Dokumentation erstellten Daniel und Suzanne Fibbi-Aeppli, Denezzy.

Den archäologischen Untersuchungen war ein relativ enger zeitlicher Rahmen gesteckt, weshalb gewisse Prioritäten gesetzt werden mussten. So wurden beispielsweise die unzweifelhaft zur bestehenden, spätgotischen Kirche gehörenden Bestattungen lediglich summarisch dokumentiert. Auch musste an verschiedenen Stellen, besonders im südlichen und östlichen Teil der Kirche, darauf verzichtet werden, die Untersuchungen bis auf den gewachsenen Boden voranzutreiben. Die Kulturschichten im Inneren der Stephanskirche waren mehrfach grossflächig gestört: zum einen durch den Einbau eines spätgotischen Beinhauses unterhalb des Schiffsniveaus, zum andern durch den Einbau von Heizluftkanälen, die nicht selten gerade an entscheidenden Stellen wichtige archäologische Befunde ge- oder gar zerstört haben.

Es bleibt uns schliesslich noch die angenehme Pflicht, all jenen unseren Dank auszusprechen, die unsere Arbeit unterstützt haben, allen voran der Pfarrgemeinde von Leuk. Weiter danken wir dem Kantonsarchäologen Prof. F.-O. Dubuis und seinen Mitarbeitern vom Service des Monuments historiques und Prof. A. A. Schmid für die gute Zusammenarbeit sowie Prof. H. R. Sennhauser für seine vielfältige Unterstützung, die wesentlich zum Gelingen des Unternehmens beigetragen hat.

Topographie der Kirche und Baumaterial

Die Pfarrkirche St. Stephan in Leuk präsentiert sich heute als eine in spätgotischer Zeit entstandene, dreischiffige basilikale Anlage mit polygonalem Chor. Als deutlich erkennbar älteres Element tritt der Glockenturm am südlichen

Choreinzug recht beherrschend in Erscheinung. Die Kirche ist nicht genau geostet, sondern ungefähr nach Ostsüdosten gerichtet. Trotzdem wird im folgenden die Chorseite als Osten bezeichnet und die übrigen Seiten dementsprechend.

Die Stephanskirche liegt auf einer schmalen Hangterrasse und widerspiegelt damit im kleinen die topographische Situation von Leuk. Im nördlichen Teil bis etwa zur Mitte des Mittelschiffes weist der gewachsene Boden, der hier als eine senffarbene, harte und mit Steinen durchsetzte Lehmschicht ansteht, ein sanftes, im südlichen Teil ein starkes Gefälle von Norden nach Süden auf. Im Bereich des vierten Joches sowie des Chores fällt das Terrain nach Osten; ebenso ist im Bereich des ersten Joches eine, wenn auch geringere Hangneigung nach Westen zu beobachten.

Der heutige Bau der Kirche wurde im Norden gegenüber dem anstehenden Terrain eingetieft. Im Osten des Nordseitenschiffes steht das Aussenniveau gegen 2 m höher an als das ursprüngliche Niveau des spätgotischen Kirchenschiffes, welches ziemlich genau auf 750.00 Meter über Meereshöhe lag, demgegenüber das Aussenniveau im Süden rund 3 m tiefer liegt. Im Bereich der Kirche besteht somit ein Hanggefälle von rund 5 m auf eine Distanz von etwas mehr als 20 m. Diese Hanglage von St. Stephan ermöglichte zwar den nachträglichen Einbau des Beinhauses unterhalb des Schiffsniveaus im südlichen Teil der Kirche, sie machte andererseits jedoch auch umfangreiche statische Sicherungen nötig. So sind die äusseren Wandstreben im Süden der Kirche doppelt so tief angelegt wie im Norden. Ferner waren im östlichen und mehr noch im südlichen Bereich des Chores massive Fundamentverstärkungen an der Aussenseite notwendig.

Die topographische Situation von St. Stephan erklärt nicht nur bestimmte Eigenarten des aktuellen Baus, sie war auch für die Anlage und Ausführung der Vorgängerbauten in erheblichem Masse bestimmend. Zum Bau der heutigen Stephanskirche und all ihrer Vorgängeranlagen wurde am Ort anstehendes Material verwendet. Die Hauptmasse besteht dabei aus einem Kalkstein, der in seiner Farbe von Mittelgrau bis zu einem dunklen Anthrazit variiert und in seiner Struktur gelegentlich schiefrig ist. Die Einheimischen nennen ihn blaue Kalkfluh⁷⁴. Bei den auf Sicht bestimmten Bauelementen wurde ein ockerfarbener Kalktuffstein verwendet, der in einzelnen Lagern ebenfalls auf Gemeindeboden anstehen soll. In ähnlicher Funktion scheint dieser Tuffstein auch bereits bei einzelnen Vorgängerbauten verwendet worden zu sein. Beim Baumaterial handelt es sich mehrheitlich um gebrochenen Stein und nicht, wie man erwarten könnte, um aus dem Rotten gewonnenen Flusskiesel. Auch bei dem für die Mörtelzubereitung verwendeten Sand scheint es sich hauptsächlich um Gruben- und nicht Flussand zu handeln. Diese Beobachtungen bezüglich des Baumaterials gelten im wesentlichen auch für die Peterskirche.

⁷⁴ Freundliche Mitteilung von Malermeister Bruno Jentsch, der ein ausserordentlich kenntnisreicher Lokalhistoriker ist.

Die Ergebnisse der Grabung

Anlage I: Mauerwinkel

Bei den ältesten, anlässlich der Grabung nachgewiesenen Bauelementen handelt es sich um den südöstlichen Mauerwinkel einer grösseren Anlage, deren Ausdehnung und Gliederung sich nicht näher bestimmen liessen. Davon erhalten haben sich ein rund 10 m langer, Nord-Süd verlaufender Mauerzug sowie eine damit im Verband stehende West-Ost-Mauer, welche sich über eine Länge von gut 6 m verfolgen liess.

Die *Ostmauer* (Abb. 21) weist auf beiden Seiten zwei Fundamentvorsprünge auf, der untere auf einem Niveau von 748.40—54 mit einem leichten Gefälle nach Süden, der obere auf einem Niveau von rund 749.10 liegt. Im nördlichen Teil ist das Fundament bis zum unteren Vorsprung in die Grube gemauert, im unteren Bereich als Trockenmauer, die obersten zwei bis drei Steinlagen unterhalb des Fundamentvorsprungs sind gemörtelt. Im südlichen Teil dagegen (beobachtet im Innern des bestehenden Glockenturmes) wurde der gesamte Fundamentbereich frei aufgeführt und gemörtelt, bedingt offensichtlich durch das stark nach Süden abfallende Gelände. Oberhalb des unteren Fundamentvorsprungs ist die Ostmauer überall frei aufgeführt und gemörtelt worden.

Als Auffüllung der Baugrube westlich dieser Ostmauer fand sich Abbruchmaterial (Steine und Mörtel) einer älteren Mauerkonstruktion, von der sich allerdings keinerlei Strukturen erhalten haben.

Nördlich des Glockenturmes haben sich Teile von gut 30 cm Höhe des aufgehenden Mauerwerkes erhalten, auf dessen Westseite sich ein Wandverputz auf einer Länge von knapp 2 m und einer Höhe von durchschnittlich 20 cm

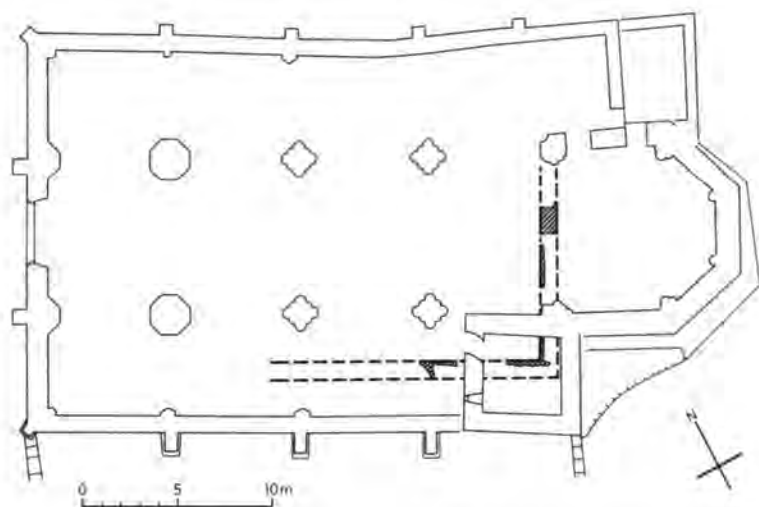


Abb. 2. — Grabung St. Stephan: Mauerwinkel zu Anlage I gehörend.

beobachten liess. Es handelt sich dabei um ein Stück Innenverputz, der auf einem Niveau von 750.25 Brauen aufweist und damit anzeigt, wo das Bauniveau von Anlage I gelegen haben muss. Man wird ein dazugehöriges Fussbodenniveau annehmen dürfen, welches 10—20 cm höher gelegen hat. Entsprechende Schmutzspuren liessen sich auf den erhaltenen Teilen des Verputzes keine beobachten.

Von der *Südmauer* dieser Anlage konnten im Turminnern die Innenflucht des Fundamentes sowie westlich des Turmes ein rund 2 m langes Mauerstück (Fundament und einige Steine der untersten Lage des Aufgehenden) nachgewiesen werden. Das Fundament der Südmauer ist frei aufgeführt und gemörtelt und weist nur einen einzigen Vorsprung auf, welcher dem oberen Fundamentvorsprung der Ostmauer entspricht. Der Verband auf der Innenseite der Mauerecke — die Aussenflucht ist in späterer Zeit repariert worden — muss als eher lose bezeichnet werden. Als Eckverband steht er allerdings ausser Zweifel, bindet doch, soweit ergraben wurde, eine Steinlage deutlich ein; zudem ist der Mörtel auf dem gemeinsamen Fundamentvorsprung um die Ecke gestrichen worden.

Die erhaltenen Mauern von Anlage I sind in den frei aufgeführten Teilen mit eher kleinen, flachen Bruchsteinen lagig geschichtet, wobei der Mörtel auf jeder Steinlage horizontal abgestrichen worden ist. Der Mauermörtel ist weisslich-beige mit einer ziemlich gleichmässigen Körnung des Sandes von 1—2 mm Grösse sowie mit gelegentlich kleineren Kalkeinschlüssen. Das aufgehende Mauerwerk weist eine Stärke von 0.80 m auf.

Diese erhaltenen Elemente sind für eine Interpretation von Anlage I nicht ausreichend. Für eine Datierung sei auf Anlage II verwiesen.

Anlage II: Rechteckgebäude mit Feuerstelle (Abb. 23)

Eine spätere Anlage konnte als ein rechteckiges Gebäude mit den lichten Massen von knapp 8 m Breite und gegen 17 m Länge nachgewiesen werden, das Teil eines grösseren Komplexes gewesen sein muss. Es sind dabei die älteren Mauerteile von Anlage I wiederverwendet worden. Die neu errichtete Nord- und Westmauer sind wesentlich weniger tief fundiert als die übernommenen Mauern der älteren Anlage. So besteht im Bereich der Nordostecke ein Niveau-Unterschied der Fundamentunterkanten von gut 1.10 m. Erhalten haben sich von der Nord- und Westmauer zur Hauptsache nur 3—4 Lagen trocken verlegter Steine des Fundamentes, wobei gelegentlich im gewachsenen Boden anstehende Steine miteinbezogen worden sind.

Das Fundament der *Nordmauer* verläuft gegen dasjenige der älteren Ostmauer, welches im Bereich des Maueranstosses eine Front aufweist. Die Innenflucht des aufgehenden Mauerwerks konnte im östlichen Teil an einer Stelle nachgewiesen werden. Sie ist belegt durch eine massive Braue im Mauermörtel einer Nord-Süd verlaufenden Binnenwand, die zwar zu einer jüngeren Anlage (Anlage IV) gehört, welche jedoch weiterhin mit dieser zur Zeit von Anlage II errichteten Nordmauer rechnete.

Von der *Westmauer* hat sich nur ein kleines Stück angrenzend an die Nordwestecke erhalten. Nord- und Westmauerfundament bilden einen Eck-

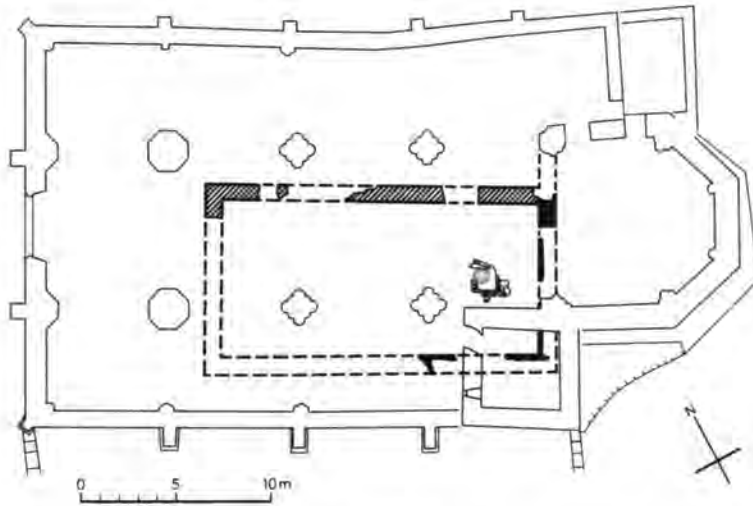


Abb. 3. — Grabung St. Stephan: Anlage II, erhaltene Reste im Grundriss, rekonstruiert.

verband, der sich auch an den Baugruben verfolgen liess. Die obersten zwei von insgesamt fünf Steinlagen im südlichen Teil des erhaltenen Westmuerfundamentes, welcher in die Nordmuer des spätgotischen Beinhauses einbezogen worden ist, waren in gleicher Weise wie an der Ost- und Südmauer gemörtelt.

Ergänzt man den nachgewiesenen Verlauf der Süd- und Westmauer im Bereich des Beinhauses, so ist für die Anlage II ein rechteckiges Gebäude zu rekonstruieren mit einem Seitenverhältnis von rund 2:1. Da die Ostmauer sich über die nordöstliche Gebäudeecke hinauszog — ein Weiterbestehen dieses nördlichsten nachgewiesenen Teils der Ostmauer ist aufgrund der Situation der zu Anlage IV gehörenden Gräber 66 und 67 anzunehmen —, muss davon ausgegangen werden, dass dieser Rechteckraum Teil eines grösseren Gebäudekomplexes war. Aufgrund der Mauerstärke von rund 0.80 m im Aufgehenden wird man vermuten dürfen, dass die freigelegten Mauern Aussenwände eines Gebäudes darstellten. Binnenunterteilungen konnten keine beobachtet werden, sind jedoch wegen der massiven Störung durch das Beinhaus nicht auszuschliessen. Es fehlen zudem auch Hinweise auf Eingänge zu diesem Gebäude.

Im östlichen Teil dieses Raumes und zwar ziemlich genau auf dessen Längsachse wurde eine Feuerstelle freigelegt. Diese bestand aus einer 5—10 cm starken Lehmschicht, Material des gewachsenen Bodens, über einer erdigen Auffüllung und war durch den ständigen Brand im Zentrum orangefarben gerötet. Im Osten und im Süden konnte die Begrenzung der Feuerstelle gefasst werden. Diese bestand aus leicht schräg nach innen versetzten Steinen, einem grünen, schiefrigen Gneis. Daran anschliessend waren dünne, eher kleinteilige Steinplatten als zugehöriger Fussboden mit einem Niveau von 749.08—14 in die Erde verlegt. Das Fussbodenniveau ist somit gegenüber demjenigen von Anlage I um 25—40 cm abgesenkt worden. Die längsrechteckige Feuerstelle von gegen

2 m Länge und etwa 1.20 m Breite muss sich mitten in einem Innenraum befinden haben. Ihre westliche Begrenzung konnte wegen der Störung durch den Heizkanal zwar nicht gefasst werden, doch ist nicht anzunehmen, dass sie mit einer Schmalseite an eine Binnenwand stiess.

Im Osten dieses Raumes wurde ein rund 20 cm starkes Paket feinsten Ascheschichten mit Einschlüssen von bis zu fingerbeerengrossen Holzkohlestücken beobachtet (vgl. Nr. 4 in Abb. 22). Es konnte jedoch nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob dieses Ascheschichtpaket als Abraum der Feuerstelle entstanden oder nachträglich eingeschwemmt bzw. eingetragen worden ist. Die Einheitlichkeit des daraus geborgenen Fundmaterials (Terra Sigillata, ein Deckelfragment eines Lavezgefässes, ein Stück Glas, rotbemalte Verputzfragmente, eine grosse Zahl messergeschnittener Tierknochen) legen einen Zusammenhang mit der Feuerstelle nahe und machen für diese eine Funktion als Herd glaubhaft.

Handelte es sich bei dieser Ascheschicht tatsächlich um den Abraum der Herdstelle, so wäre anzunehmen, dass dieser ursprünglich gegen die Ostmauer abgelagert worden wäre, wie dies in ähnlicher Weise und in vergleichbarem Erscheinungsbild bei den *Praefurnia* der Hypokaustanlagen in Martigny beobachtet werden konnte⁷⁵. Dies würde jedoch bedeuten, dass man nach Abtiefung des Fussbodenniveaus von Anlage I und bei der Einrichtung der Herdstelle in Anlage II darauf verzichtet hätte, im östlichen Teil dieses Innenraumes einen Fussboden anzulegen und die Asche unmittelbar auf die nur leicht gestampfte Auffüllung der Baugrube der Ostmauer (vgl. Nr. 2a in Abb. 22) abgelagert hätte.

Es muss beigefügt werden, dass kein direkter stratigraphischer Zusammenhang zwischen der Feuerstelle und der oben beschriebenen West- und Nordmauer zu beobachten war. Bei beiden handelt es sich jedenfalls gegenüber Anlage I um jüngere Elemente. Während für die Feuerstelle eine direkte Sukzession angenommen werden darf, so erschliessen wir dies bei der nachträglich angelegten Nord- und Westmauer aufgrund der sehr ähnlichen Machart sowie des praktisch identischen Mauermörtels verglichen mit der Ost- und Südmauer.

Datieren lässt sich Anlage II aufgrund des Fundmaterials, welches aus dem Ascheschichtpaket, das in direktem oder indirektem Zusammenhang mit dieser Anlage steht, geborgen wurde. Es sind dies insbesondere verschiedene Sigillata-Scherben sowie ein Deckelfragment eines kleinen Lavezgefässes, welches letzteres allerdings nicht genau bestimmt werden konnte (vgl. unten S. 199). Die Keramik wird ins 2./3. Jh., teilweise noch ins 4. Jh. datiert; man wird damit anzunehmen haben, dass die Anlage II möglicherweise im Laufe des 3. Jhs. entstanden ist und wahrscheinlich bis ins 4. Jh. hinein Bestand hatte.

Es ist zudem anzumerken, dass die übrige römische Keramik, die in jüngeren Schichten gefunden wurde, ins 2./3. Jh. gehört. Aufgrund der Beobachtung, dass Art und Technik der Aufmauerung sowie auch der Mauermörtel von Anlage I und II sehr ähnlich sind, wird man davon ausgehen müssen, dass die Entstehungszeit dieser beiden Anlagen nicht allzu weit auseinanderliegt, Anlage I möglicherweise im Laufe des 2. Jhs. oder zu Beginn des 3. Jhs. entstanden ist.

⁷⁵ Freundliche Mitteilung von François Wiblé, Leiter der Ausgrabungen in Octodurus, Martigny.

Versuch einer Deutung

Bei einem Deutungsversuch dieses zu einem grösseren Komplex gehörenden Gebäudes oder Gebäudeteils (Anlage II) wird man zuerst an eine *villa rustica* denken. Herdstelle, Sigillata-Ware, Vorrats- und Küchengefässe, bemalte Verputzstücke sowie Fragmente von Leistenziegeln und Tubuli, wie solche am Platz ebenfalls gefunden worden sind, scheinen eine solche Deutung zu stützen. Doch ist die Herdstelle für eine Villa auffallend gross, desgleichen der Raum, worin diese Feuerstelle lag, die Herkunft mindestens eines der Sigillata-Scherben ungewöhnlich und die einfarbigen Verputzreste weit entfernt etwa vom Reichtum der Wandmalerei, wie man sie in der römischen Villa von *Muraz* gefunden hat⁷⁶. Auch von der Topographie her scheint die Lage für eine Villa nicht besonders geeignet. Eine solche wäre in Leuk wohl eher auf der breiten Terrasse des Ringackers zu erwarten, wo auch tatsächlich Teile eines römischen Gebäudekomplexes nachgewiesen, aufgrund der sehr begrenzten Untersuchungsmöglichkeiten jedoch nicht abschliessend gedeutet werden konnten.

Mit aller Vorsicht möchten wir die Hypothese aufstellen, dass es sich bei Anlage II um eine *Strassenstation* gehandelt hat. Die überragende Bedeutung der Strasse über den Grosse St. Bernhard darf uns nicht den Blick dafür verstellen, dass wir auch im Haupttal des Wallis zu römischer Zeit mit einer Strasse von überregionaler Bedeutung zu rechnen haben⁷⁷. Es sei zudem daran erinnert, dass die *Raetia* und die *Vallis poenina* ursprünglich eine Verwaltungseinheit bildeten⁷⁸, was wohl sogar einen *cursus publicus* über die Furka bedingte. Daneben waren von den Oberwalliser Pässen im fraglichen Zeitraum auch der Simplon, der Albrun und die Grimsel begangen⁷⁹ — in welchem Umfang bleibt allerdings offen. Zudem haben an Strassen, wo kein *cursus publicus* existierte, Tavernen oder Raststätten vielfach die Funktion offizieller Relaisstationen innegehabt.

Geht man von der wahrscheinlichen, wenn auch derzeit durch keine archäologischen Befunde belegbaren Annahme aus, dass die mittelalterliche Strasse im oberen Rhonetal, die *strata Vallesii*, wie sie in einer Urkunde des 13. Jhs. genannt wird⁸⁰, dem Verlauf der römischen Strasse folgte, so hätte diese Raststätte in Leuk an der Abzweigung der Strasse nach Leukerbad (heute Römerweg genannt) von der Talstrasse gelegen. Wenn in unserem Zusammenhang von einer römischen Strasse die Rede ist, so wird man sich darunter wohl kaum eine ausgebauten Fahrstrasse, sondern einen Saumweg vorzustellen haben.

Im ganzen sind unsere archäologischen Kenntnisse von römischen Raststätten noch immer recht bescheiden; dennoch lassen sich um einen Innenhof

⁷⁶ Vgl. DUBUIS, *Muraz*, Fig. 11.

⁷⁷ «Les itinéraires anciens ne donnaient — et encore avec des lacunes considérables — que les très grandes voies»; A. GRENIER, *Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine*, vol. VI, 2, Paris 1934, S. 153.

⁷⁸ P. DUCREY, «Etat de la recherche sur le Valais romain»; in: *Vallesia* 33 (1978), S. 23f. — Der Zeitpunkt der Schaffung einer eigenständigen Provinzverwaltung der Alpes Graiae et Poeninae ist umstritten: war es unter Claudius oder unter Domitian? *Ibid.*, S. 24.

⁷⁹ Vgl. die Karten im Anhang zu UFAS V.

⁸⁰ GREMAUD, *Documents II*, Nr. 787.

gruppierte Gebäudeteile als Grundschema solcher Strassenstationen feststellen⁸¹. Für Leuk ist ein derartiger Befund zwar nicht strikte nachzuweisen, die festgestellten baulichen Elemente deuten jedoch auf einen grösseren Gebäudekomplex hin. Als archäologische Argumente für eine römische Raststätte in Leuk können genannt werden: die auffallend grosse Herdstelle in einem ebenfalls auffallend grossen Gebäudeteil, ferner eine Sigillata-Scherbe aus Nordafrika, deren Auftreten wohl hauptsächlich durch die Strassensituation zu erklären ist⁸², jedenfalls aber Fernhandelsware in Leuk belegt⁸³.

Eine römische Raststätte — vielleicht eine *taberna*, ein *hospitium* oder eine *mansio* — würde bedeuten, dass die für das Hochmittelalter offenkundige Funktion Leuks als Strassenstation und Etappenort sehr weit zurückreicht. Ob hier eine eigentliche Funktionskontinuität besteht, ist unsicher. Dennoch ist festzustellen, dass durch die topographische Situation und besonders durch die Lage an der *strata Vallesii* bedingt, eine Tagesreise von Sitten entfernt, Leuk sich im Mittelalter zu einer Strassenstation entwickelt hat und darin möglicherweise an eine ähnliche Funktion in der Antike anknüpfte.

Anlage III: Saalkirche (Abb. 24)

Anlage III ist in ihren baulichen Elementen, soweit sich dies aus den erhaltenen Fundamentresten ersehen liess, abgesehen vom Bodenniveau identisch mit Anlage II. Verändert hat sich hingegen die Funktion des Gebäudes: es wurde zum Bestattungsraum.

Neun sorgfältig aus Platten gefügte Steinkistengräber, nämlich Grab 9, 10, 13, 14, 15, 16, 18, 28 und 38, können sicher oder mit grosser Wahrscheinlichkeit dieser Anlage zugeordnet werden. Für die Gräber 9, 10, 13 und 14 ist die stratigraphische Zuordnung gesichert, für die andern können wir die Zugehörigkeit aufgrund ihrer Lage und Machart annehmen. Das Niveau von Grab 15 und 16 lag 30—50 cm tiefer als dasjenige der übrigen Gräber.

Diese Gräbergruppe zeigt eine weitgehende typologische Einheitlichkeit. Die Steinkisten waren, soweit feststellbar, aus je einer Boden- und Deckplatte, zwei Seiten- sowie je einer Kopf- und Fussplatte von 4—8 cm Stärke gefügt. Auffallend ist die Breite von 0.90 m bei Grab 9. Gemeinsam ist dieser Gruppe von Gräbern auch die Orientierung; sie entspricht, von geringen Abweichungen abgesehen, der West-Ost-Achse des Gebäudes. Leider hat sich kein einziges dieser Plattengräber vollständig erhalten; auch fehlen sämtliche zugehörige Bestattungen und damit auch allfällige Beigaben. Lediglich an der östlichen Schmalseite in Grab 13 konnten zwei Mittelfussknochen geborgen werden, die

⁸¹ Vgl. H. BENDER, *Archäologische Untersuchungen zur Ausgrabung Augst-Kurzenbetti (Antiqua 4)*, Frauenfeld 1975, S. 133—135; L. PAULI, *Die Alpen in Frühzeit und Mittelalter*, München 1980, S. 245—252.

⁸² Auch die übrigen Fundorte von gleichzeitiger Sigillata-Ware aus Nordafrika in der Westschweiz (Lousonna, Aventicum, Forum Claudii Vallensium, Genava) liegen alle an wichtigen Strassenverbindungen; vgl. G. KAENEL, «Céramique romaine d'Afrique en Suisse occidentale», in: *AS 4* (1981), S. 22—28.

⁸³ Römische Importware lässt sich im Oberwallis und in den Seitentälern seit dem 1. Jh. nachweisen; vgl. F. WIBLÉ, «Considérations sur la romanisation des vallées latérales en Valais», in: *Bulletin d'études préhistoriques alpines* 15 (1983), S. 189—193, speziell S. 193.

darauf hindeuten, dass die zugehörige Bestattung geostet war, was auch für die übrigen Gräber anzunehmen ist.

Als einzige bauliche Veränderung gegenüber Anlage II konnte eine Aufhöhung des Bodenniveaus festgestellt werden. Über der zu Anlage II gehörenden Feuerstelle sowie dem daran angrenzenden Fussboden war eine 25—35 cm starke Schicht aus Steinen und Mörtelabbruch zu beobachten. Darauf lag, wohl zur Planierung eingetragen, eine Schicht Erde durchmischt mit Mörtelabbruch sowie eine schwarze, holzkohlenhaltige, sehr kompakte Brandschicht. Dieses Schichtpaket, in welches die Gräber 10, 13 und 14 eingetieft wurden, ist als Nr. 5 in Abb. 22 dargestellt. Da an den zugehörigen Gebäulichkeiten keinerlei Brandspuren festzustellen waren und die kompakte Holzkohleschicht innerhalb von Anlage III gegen Norden auslief, müssen wir annehmen, dass diese Brandschicht ebenfalls eingetragen worden ist und wahrscheinlich das Bauniveau von Anlage III bildete. Ein Brand konnte in einem kurzen Ost-West-Profil westlich der zu Anlage VIIA gehörenden Gruftwestmauer beobachtet werden, welches allerdings in keinem direkten stratigraphischen Zusammenhang zu Anlage III steht. Es handelt sich um eine erdige Schicht, die gegen die Oberfläche mit einem Niveau von 749.85 zunehmend gerötet war, darauf eine knapp 15 cm starke schwarze Brandschicht lag. Beide wurden von der Westmauer der Totengruft durchschlagen, dieser Brand hat somit vor deren Errichtung stattgefunden. Möglicherweise wurde beim Bau von Anlage III die nördlich anschliessende Hangterrasse durch Brandrodung hergerichtet und die angefallene Holzkohle, die durch Einstampfen eine sehr kompakte Schicht abgab, als Unterlage für die verlorene Fussbodenkonstruktion in die Anlage III eingetragen.

Bisher war bei Anlage III als von einem Bestattungsraum die Rede. Tatsächlich ist anzunehmen, dass das Rechteckgebäude zur Zeit des Bestehens dieser Plattengräber ein intaktes Dach aufwies, denn in den Steinkisten konnten keinerlei Schmutzspuren festgestellt werden, wie solche anzunehmen wären, wenn die Gräber in einer Bauruine, also faktisch im Freien, angelegt worden wären. Aufgrund der weiteren Baugeschichte dieses Gebäudes, das unter Beibehaltung der Grundstrukturen zu einer sicher nachweisbaren Kirche (Anlage IV) umgebaut wurde, ist mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass es sich bereits bei Anlage III um eine Kirche handelte. Bei der Anordnung der nachgewiesenen Gräber ist abgesehen von ihrer gemeinsamen Orientierung auffallend, dass der zentrale Bereich des Ostteils von Anlage III (der nordöstliche Bereich war durch jüngere Bauteile und Gräber gestört) von Bestattungen ausgespart geblieben ist. Hier wäre, möglicherweise an die Ostwand angelehnt, ein Altar zu vermuten.

Der Funktionswechsel von Anlage II zu III sowie besonders auch die vorgefundene Schicht von Abbruchmaterial, die mehrheitlich den Charakter des Gewachsenen hatte, legen die Vermutung nahe, dass zwischen diesen beiden Anlagen eine eigentliche Zäsur stattgefunden hat, hier der Einschnitt zwischen Antike und Mittelalter liegt. Die Abbruchschicht dürfte in einer Zeit des Zerfalls von Anlage II entstanden sein, als das Gebäude verlassen war und zur Ruine zerfiel. Immerhin müssen die Mauern noch soweit intakt gewesen sein, dass bei ihrer Wiederherstellung für Anlage III keine strukturellen Veränderungen, sondern wohl lediglich Reparaturen notwendig waren.

Was bedeutet dies für die *Datierung* der Anlage III? Typologische Argumente fallen für dieses wohl als Kirche zu bezeichnende Gebäude ausser

Betracht, weil es eine weitgehende Übernahme einer profanen Anlage darstellt. Zudem konnten keine Bauelemente aus der Zeit der Wiederherstellung des Gebäudes gefasst werden. Am ehesten einzuordnen sind die Plattengräber, welche wohl in merowingischer Zeit entstanden sind. Von ihrer Machart her sind sie beispielsweise mit den Plattengräbern der *Madeleine I* und *II* in *Genf* verwandt⁸⁴ und wären damit wohl ins 6. oder 7. Jh. zu datieren.

Anlage IV: Saalkirche mit dreiteiligem Presbyterium (Abb. 25)

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde die erste Kirche (Anlage III) umgebaut, wobei die Grundstrukturen des profanen römischen Rechteckgebäudes (Anlage II) weiterhin belassen wurden. Eine Wiederverwendung jedenfalls der Fundamente sowie von Teilen des aufgehenden Mauerwerks der Ostwand können als gesichert gelten.

Im Nordosten des Gebäudes wurde ein langgestreckter *Seitenraum* von gut 3 m Länge und rund 1.20 m Breite eingerichtet. Dazu wurde eine Ost-West verlaufende Unterteilungsmauer angelegt, deren Fundament mit je zwei horizontalen Steinlagen und dazwischen mit zwei Lagen im Kornährenverband, *opus spicatum*, als Trockenmauer aufgeführt wurde. In den Fugen ist erdiges Material vermengt mit Asche aus der Feuerstelle von Anlage II zu beobachten. Im Aufgehenden ist diese Binnenmauer mit horizontalen, gemörtelten Steinlagen mit einer Stärke von 0.45 m aufgeführt worden und verläuft ebenso wie das Fundament gegen die ursprünglich römische Ostmauer. Die westliche Begrenzung dieses Seitenraumes weist gleiche Charakteristika und die gleiche Mauerstärke auf. Hier liess sich zudem, auf der Raumachse gelegen, ein Zugang von 0.80 m Breite fassen.

Einen entsprechenden Seitenraum im Südosten nachzuweisen war deshalb nicht möglich, weil die dazugehörigen Unterteilungsmauern vollständig im Bereich des nördlichen und westlichen Turmfundamentes liegen müssten und wohl bei dessen Errichtung entfernt worden sind. Für die Existenz eines solchen südlichen Chorseitenraumes sprechen vor allen Dingen Symmetriegründe, besonders wenn man die Anlage des Chores bedenkt.

Der äussere Eckverband im Südosten des Gebäudes und daran anschliessend die Aussenflucht der Südmauer, soweit diese im Bereich des Turminnern verfolgt werden konnten, sind bei der Errichtung von Anlage IV bis in den Fundamentbereich hinein erneuert worden. Als Indiz für die zeitliche Einordnung dieser Reparatur darf der dabei verwendete Mörtel angesehen werden, welcher genau demjenigen Mauermörtel entspricht, der bei den Unterteilungsmauern für den nördlichen Chorseitenraum verwendet wurde. Es ist dies ein beiger, ziemlich fetter Mörtel von variabler Körnung (Sand bis Kies von 20 mm Durchmesser).

⁸⁴ Ch. BONNET, *Les premiers édifices chrétiens de la Madeleine à Genève* (Mémoires et documents publ. par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève 8), Genève 1977, Pl. XII und Pl. XX; S. 78ff. und S. 101ff.

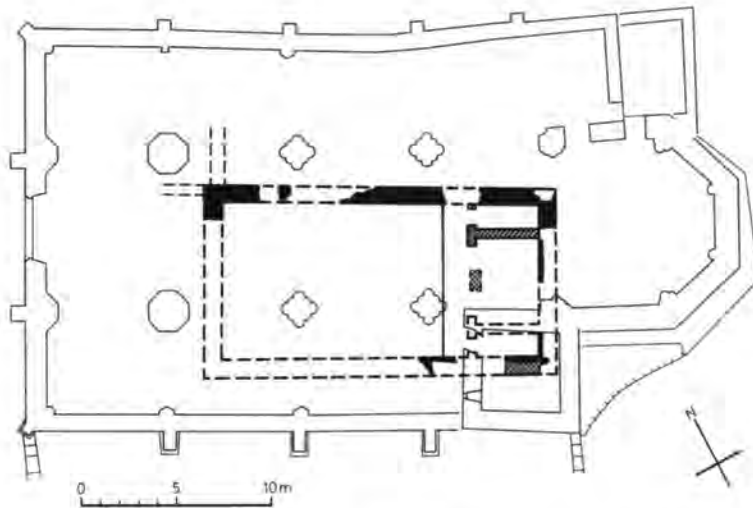


Abb. 4. — St. Stephan: Anlage IV, rekonstruierter Grundriss.

Durch das Ausscheiden zweier langgestreckter Seitenräume im Osten des Gebäudes entstand auf dessen Achse ein querrechteckiges *Chor* von rund 3×4 m Grösse, welches mit einem Triumphbogen gegen Westen öffnete. Dafür spricht ein Mauereinzug von 40 cm im Norden, welcher durch einen entsprechenden im Süden zu ergänzen ist. Unter dem Triumphbogen wurden die *Substruktionen eines Altares* freigelegt: eine Steinrollierung von 20 cm Stärke, worauf ein weisser, fetter Mörtel lag (vgl. Nr. 7b in Abb. 22). Am östlichen Rand dieses wohl für einen *Stipes* angelegten Fundamentes waren stellenweise 10 cm breite Negative zu beobachten, vielleicht für eine Ziegelunterlage des Altaraufbaus. Das auf der Westseite durch einen modernen Heizungskanal gestörte Altarfundament war rund 1.40 m breit und mindestens 0.80 m tief.

Der beschriebene Altarunterbau lag über dem zu Anlage III gehörenden Grab 13, welches seinerseits in die Feuerstelle von Anlage II angelegt worden war. Es muss jedoch angenommen werden, dass zwischen diesen drei Belegungen kein direkter Bezug bestanden hat. Die Steinkiste von Grab 13 wurde bei der Errichtung des Altares mit Steinen ummantelt und mit massiven Platten bedeckt (Nr. 7a in Abb. 22); die ursprüngliche Deckplatte des Grabes fehlt. Man hat hier offensichtlich eine Fundamentunterlage für den Altar geschaffen, welche übrigens in ihrer Breitenausdehnung genau derjenigen des *Stipes* entsprach. Es ist davon auszugehen, dass Grab 13 bereits zu jenem Zeitpunkt ausgeräumt worden ist, da man den Altar wohl kaum wissentlich über einem Grab anlegte, welches — dies jedenfalls legen die Fundumstände nahe — weder ein Märtyrer- noch ein Heiligengrab gewesen ist.

Der *Fussboden* des Chores hat sich stellenweise erhalten. Es handelte sich dabei um einen etwa 4 cm dicken Mörtelstrich über einer sorgfältig angelegten, schräg versetzten Rollierung aus eher grösseren Steinen. Auch wurden dazu einige Stücke römischer Backsteine sowie Fragmente von einem wohl ebenfalls

römischen Mörtelstrich mit groben Ziegelschroteinschlüssen verwendet. Diese Bodenkonstruktion lag auf einer Einfüllschicht aus kleinteiligem Mörtelabbruch (vgl. Nr. 7 in Abb. 22). Der Mörtelstrich des Chorfußbodens, dem an der Oberfläche Ziegelmehl beigemischt war, wies ein Niveau von 749.86—89 auf und verlief östlich von Grab 12 gegen ein hier erhaltenes Verputzfragment an der Trennmauer zum Nordseitenraum.

Auch im östlichen Teil des Laienschiffes haben sich zwei Fragmente des zu dieser Anlage gehörenden Fußbodens erhalten. Dieser ist in der Machart identisch mit demjenigen im Chor, allerdings qualitativ besser ausgeführt (oder besser erhalten). Die Rollierung liegt hier ebenfalls auf einer mit Mörtelabbruch durchsetzten Einfüllschicht. Das eine Bodenfragment, welches im Bereich der Achse des nördlichen Chorseitenraumes liegt, weist gegen Osten eine Nord-Süd verlaufende Gusskante auf. Diese zeigt offensichtlich den Verlauf einer die ganze Gebäudebreite durchmessende Stufe an, lag doch der Fußboden des Schiffes rund 20 cm tiefer als das Chorniveau. Das bedeutet, dass wir eine rund 1.20 m tiefe, gegenüber dem Schiff durch eine Stufe (und eine Chorschranke?) abgetrennte Vorchorzone zu rekonstruieren haben, welche sich auch vor die beiden Chorseitenräume im Norden und Süden hinzog. Das Bodenniveau der beiden Seitenräume konnte nicht nachgewiesen werden; es dürfte aufgrund von Beobachtungen an der Trennmauer zwischen Chor und Nordseitenraum wohl dem Niveau des übrigen Presbyteriums entsprochen haben.

Annexbauten

Verschiedene Indizien weisen darauf hin, dass diese Saalkirche zwei Anbauten besass. Es handelt sich dabei um eine Vorhalle im Westen sowie um einen Annex im Norden.

Von der Nordmauer einer möglichen *Vorhalle im Westen* hat sich in Fortsetzung der Aussenflucht des Fundamentes zur Schiffnordmauer in einer Länge von etwa 1.50 m der nördliche Grubenrand erhalten. Weiter westlich wird diese Grube durch das Fundament eines spätgotischen Pfeilers gestört, so dass die Ausdehnung nach Westen nicht ermittelt werden konnte. Das aussagekräftigste Indiz zu dieser Vorhalle besteht in Grab 4. Dies war ein in Lehm, Material des gewachsenen Bodens, gemauertes Quergrab, das in seiner Nord-Süd verlaufenden Orientierung offensichtlich Bezug nimmt auf die Schiffwestmauer. Ursprünglich mit kleinteiligen Platten bedeckt, wovon eine erhalten blieb, dürfte es sich dabei eher um ein Innen- denn um ein Aussengrab gehandelt haben. Die nördliche Begrenzung von Grab 4 legt eine Fundamentstärke für die Vorhallennordmauer von knapp 0.60 m nahe. Es ist somit für Bau IV möglicherweise eine Vorhalle anzunehmen, welche die ganze Breite des Schiffes einnahm und deren Westabschluss vielleicht im Bereich der Westmauer von Anlage VI bzw. VII gelegen hat. Das Niveau dieser Vorhalle war nicht zu ermitteln; OK der Deckplatte von Grab 4 lag 0.90 m tiefer als der Fußboden im Schiff.

Auch für einen möglichen *Annex im Norden* der Kirche ist als wichtigstes Indiz ein Grab zu betrachten. Gemeint ist Grab 1, ein gemauertes Doppelgrab, als dessen Boden ein Mörtelstrich nachgewiesen werden konnte. Darauf lag im nördlichen Teil des Grabes das Nordmauerfundament von Anlage VII. Ein Mörtelstrich wie bei Grab 1 ist bei einem Aussengrab kaum denkbar, weshalb in

diesem Bereich eine Überdachung anzunehmen ist: ein geschlossener Annexbau oder eine offene Portikusanlage. Tatsächlich liessen sich Spuren der Westmauer einer solchen Annexanlage fassen:

- Erstens eine Steinlage unter dem Fundament zur Nordmauer von Anlage VII im Bereich der nördlichen Mauerfront. Zwischen dieser Steinlage, welche die unterste Schicht des Fundamentes einer Annexwestmauer sein dürfte, und dem Nordmauerfundament zu Anlage VII lag eine 5—10 cm starke erdige Einfüllschicht.
- Zweitens ist auf dem Findling zwischen der Nordmauer von Anlage IV und Grab 1 ein Nord-Süd verlaufender, abgearbeiteter Absatz von etwa 2 mm festzustellen, welcher genau der Ostflucht der eben erwähnten Steinlage folgt.

Vielleicht sind diese Elemente mit einer im Fundament rund 0.75 m starken Westmauer einer solchen Annexanlage in Zusammenhang zu bringen, deren Innenflucht genau der Innenflucht der Westmauer des Kirchenschiffes entsprechen würde.

Es fanden sich keine Hinweise betreffend die Nordausdehnung dieses Annexbaus, hingegen besteht ein Indiz dafür, dass dieser Anbau der Kirche sich über deren ganze Länge hingezogen haben könnte. Grab 67, welches ebenso wie Grab 66 aufgrund von stratigraphischen Beobachtungen der Anlage IV zugeordnet werden muss, ist an die ursprünglich römische Ostmauer im Bereich nördlich der Nordostecke von Anlage IV angelehnt. Dieser Befund dürfte belegen, dass diese Mauer zur Zeit von Anlage IV sich noch immer über deren Nordostecke hinaus erstreckt hat — möglicherweise nun in der Funktion als Ostabschluss eines Nordannexes. Zu diesem gehören neben Grab 1 auch Grab 3 als Innenbestattungen sowie Grab 2 als an die Westmauer anlehrende Aussenbestattung. Das Fussbodenniveau dieses Nordanbaus dürfte, vorausgesetzt, dass es OK der (nicht erhaltenen) Deckplatte von Grab 1 entsprochen hätte, auf ungefähr 749.85—90 gelegen haben, mithin um eine Stufe höher als das Niveau des Kirchenschiffes.

Rekonstruktion

Anlage IV war eine Saalkirche mit dreiteiliger Choranlage, welche aus einem querrrechteckigen Altarhaus sowie zwei schmalen Chorseitenräumen bestand. Dieser Kirche war möglicherweise eine Vorhalle im Westen sowie ein Annexbau zu Bestattungszwecken im Norden angegliedert, welcher letzterer sich über die gesamte Länge der Anlage erstreckt haben dürfte. Das Laienschiff mass bei einer lichten Breite von rund 8 m etwa 11 m in der Länge, was ungefähr zwei Dritteln der Gesamtlänge des Gotteshauses (ohne Vorhalle) entsprach. Das Chor öffnete sich mit einem Triumphbogen gegen das Schiff; hier befand sich auch der Altar. Gegenüber dem Schiff um eine Stufe erhöht erstreckte sich das Presbyterium bis 1.20 m westlich des Triumphbogens. Von dieser Vorchorzone aus waren auch die beiden Chorseitenräume zu betreten, welche sich solcherart als Bestandteil des Priesterraumes manifestieren und den Laien wohl nicht zugänglich waren. In Verbindung mit der erwähnten Chorstufe ist möglicherweise eine Schrankenanlage anzunehmen; gefunden hat sich davon allerdings nichts.

Die Trennwände der Chorseitenräume, wie diese im Norden gefasst werden konnten, waren mit einer Mauerstärke im Aufgehenden von 0.45 m wohl zu schwach als Träger einer mehrteiligen Dachkonstruktion. Es ist deshalb kaum an

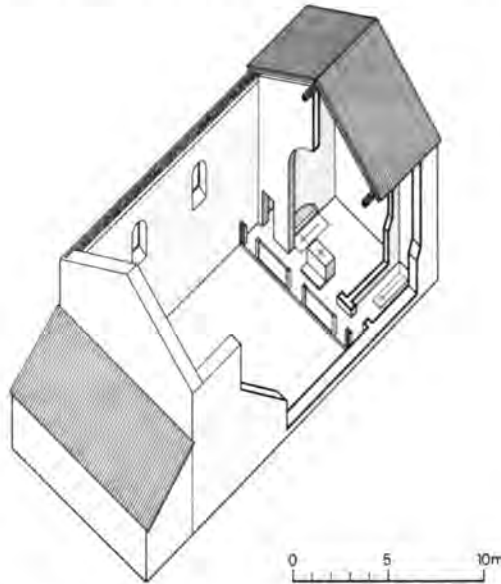


Abb. 5. — St. Stephan: Anlage IV, isometrische Rekonstruktion; Blick von Südwesten in die Choranlage (Nordannex weggelassen).

eine abgestufte Dachlösung über dem dreiteiligen Raumhaupt dieser Kirche zu denken, sondern eher ein über das ganze Gebäude sich hinziehendes Satteldach anzunehmen. Die klimatischen Bedingungen des Standorts — es sei daran erinnert, dass die Kirche auf 750 m ü. M. liegt — lassen eine flache Holzdecke als vertikalen Raumabschluss der Kirche vermuten eher denn einen offenen Dachstuhl. In die schmalen, hohen Chorseitenräume war möglicherweise eine Zwischendecke eingezogen.

Datierung

Die Anlage IV von St. Stephan in Leuk als Saalkirche mit einem Rechteckchor und zwei symmetrischen, langgestreckten Seitenräumen, insgesamt im Grundriss einem Rechteck eingeschrieben, hat im westlichen Abendland und besonders nördlich der Alpen kaum Parallelen. Ein mögliches Vergleichsbeispiel wäre *Lorenzberg* bei Epfach (Schongau/BRD), doch ist es sehr zweifelhaft, ob es sich hierbei überhaupt um eine Kirche handelte⁸⁵. In *Angers* (Anjou/F) sind 1971 Reste einer *Peterskirche* ergraben worden, welche grosse Ähnlichkeit mit der

⁸⁵ L. SCHAEFER, «Lorenzberg», in: *Vorromanische Kirchenbauten*, S. 178.

Anlage IV von Leuk zeigt⁸⁶. Die Identifikation sowie die Zuschreibung der Bauelemente zu einer möglichen frühmittelalterlichen Peterskirche in Angers erwies sich jedoch als derart schwierig und unsicher, dass sich die Ausgräber nur mit grösster Zurückhaltung darüber äussern⁸⁷. Als freilich mögliche Parallele zu Anlage IV von Leuk ist die Einrichtung einer frühmittelalterlichen Kirche unter weitgehender Wiederverwendung von Bauelementen eines römischen Rechteckgebäudes festzustellen. Doch gerade aus der sehr ähnlichen Genesis dieser beiden Bauten ist zu ersehen, dass sich hier nicht primär die Frage nach dem Typus dieser Kirchenanlagen stellt. Das Bestreben ging offenbar in beiden Fällen dahin, unter möglichst weitgehender Verwendung vorhandener Bauelemente ein christliches Gotteshaus einzurichten, indem man die Grundstrukturen des älteren Gebäudes belies. In Leuk ist ausserdem in Betracht zu ziehen, dass die Entwicklung von einem römischen Profangebäude zu Anlage IV über eine Zwischenstufe (Anlage III) erfolgt ist, die bereits den Vorgängerbau in dessen architektonischen Elementen weitgehend unverändert übernahm.

Im Wallis gibt es ausser Leuk noch zwei weitere Beispiele, wo Teile eines römischen Gebäudes, jedenfalls im Fundamentbereich, beim Bau einer frühmittelalterlichen Kirche wiederverwendet worden sind: bei der Kapelle *Saint-Laurent* in *Saillon*⁸⁸ sowie bei der *Theodulskirche* in *Sitten*⁸⁹. Im weitern ist hier auch auf die älteste Kirche von *Commugny* VD hinzuweisen, welches übrigens wie Leuk zur ältesten Besitzschicht des Klosters St. Maurice gehörte, wo ebenfalls Teile eines römischen Gebäudekomplexes im Fundament wiederverwendet worden sind⁹⁰.

Die Anlage IV von Leuk reiht sich vor allem hinsichtlich zweier Gegebenheiten in das Erscheinungsbild vorkarolingischer Kirchenbauten im Wallis wie der sogenannten *Sigismundbasilika* des Klosters *St. Maurice*⁹¹, der Friedhofkirche *Notre-Dame Sous-le-Bourg* in *St. Maurice*⁹², der Anlage III von *Ardon*⁹³ sowie der ältesten drei Anlagen von *Gerunden*⁹⁴: Alle diese Kirchen weisen erstens zwei Annexräume zum Chor auf, und zweitens scheinen diese durchwegs Teil des Presbyteriums gewesen zu sein. Überdies ist festzuhalten, dass beim ersten Umbau seit karolingischer Zeit der erwähnten Beispiele *Ardon* und *Gerunden*

⁸⁶ J. MALLET, «L'église Saint-Pierre d'Angers d'après les fouilles et les textes», in: *Actes du 97^e Congrès national des Sociétés savantes*, Nantes 1972, Section d'archéologie et d'histoire de l'art, Paris 1977, S. 205—240; vgl. M. DURLIAT, «L'église Saint-Pierre d'Angers», in: *Bulletin Monumental* 136/II, 1978, S. 185f. — Den Hinweis auf diese Ausgrabungen verdanken wir Herrn Prof. H. R. Sennhauser.

⁸⁷ J. MALLET, *L'église Saint-Pierre d'Angers*, S. 220 und S. 224—228.

⁸⁸ DUBUIS, *Saillon*, S. 58—60.

⁸⁹ DUBUIS, *Archéologie*, S. 319: «Des vestiges de l'église carolingienne... construite autant que possible sur les anciens murs de la chaufferie romaine».

⁹⁰ L. BLONDEL, «Aperçu sur les édifices chrétiens dans la Suisse occidentale avant l'an mille», in: *Actes du III^e Congrès int. pour l'étude du haut moyen âge*, Lausanne 1954, S. 271—307, besonders S. 290—292; siehe ergänzend: W. STÖCKLI, «Architecture religieuse dans le canton de Vaud», in: *AS* 1 (1978), S. 98.

⁹¹ L. BLONDEL, «Les anciennes basiliques d'Agaune», in: *Vallesia* 3 (1948), S. 9—57, besonders Fig. 3.

⁹² L. BLONDEL, «La chapelle Notre-Dame Sous-le-Bourg à Saint-Maurice d'Agaune», in: *Vallesia* 8 (1953), S. 5—18, Fig. 2.

⁹³ DUBUIS, *Ardon*, S. 122—125, Fig. 5.

⁹⁴ DUBUIS, *Géronde*, S. 339—351, Fig. 9—11.

jedenfalls einer der beiden Seitenräume aufgegeben wurde, was in ähnlicher Weise auch an andern vergleichbaren Kirchenanlagen in unserem Land zu beobachten ist⁹⁵. Es ist anzunehmen, dass diese Änderung in der Disposition der Presbyteriumsanlagen im Zusammenhang mit der karolingischen Liturgiereform stand, welche eine Ablösung der strukturell dem syrisch-byzantinischen Ritus verwandten, bei uns gebräuchlichen gallikanischen Liturgie durch den *Ordo Romanus* bewirkte⁹⁶.

Davon ausgehend möchte man für die Anlage IV von St. Stephan in Leuk annehmen, dass sie vor dem frühen 9. Jh. entstanden ist. In zwei weiteren Belangen zeigt diese Anlage zudem Ähnlichkeiten mit *Ardon III*: Die Trennwand zwischen Chor und Nordseitenraum von St. Stephan IV ist in ihrer Mauerstruktur (Fundament und Aufgehendes) Teilen von *Ardon III* verwandt⁹⁷. Ferner hat bei beiden Anlagen der Altar im Bereich des Triumphbogens gestanden, was für *Ardon III* allerdings nur indirekt zu erschliessen ist⁹⁸. Solche Ähnlichkeiten mit der Ende des 6. oder Anfang des 7. Jhs. entstandenen Anlage III von *Ardon* würden eher eine Frühdatierung von St. Stephan nahelegen. Bedenkt man hingegen, dass Anlage III von Leuk nicht zuletzt auch aus historischen Gründen kaum vor dem 6. Jh. entstanden sein kann, so wird man den Nachfolgebau (Anlage IV) eher ins ausgehende 7. oder 8. Jh. zu datieren haben.

Bestattungen

Zehn Gräber sind es insgesamt, welche man, teils sicher, teils vermutungsweise, der Anlage IV zuzuordnen hat, nämlich Grab 1, 2, 3, 4, 12, 17, 25, 25A, 66 und 67. Dabei fällt auf, dass — vom Sonderfall Grab 12 abgesehen — im Gegensatz zu Anlage III die Gräber nun nicht mehr im Schiff und Chor der Kirche auftreten. Vielmehr scheinen es nun vor allem Nebenräume zu sein, welche die Bestattungen aufnehmen. Und wo wir Aussengräber anzunehmen haben, gruppieren sich diese, soweit sie wenigstens zu erfassen waren, eng um die Kirche herum.

Im Norden von Anlage IV bestand wie erwähnt möglicherweise ein langgestreckter Nebenraum, der wohl, das legen wenigstens die Fundumstände nahe, hauptsächlich zu Bestattungszwecken eingerichtet worden ist. Grab 1 und 3 wären als Innenbestattungen diesem Anbau zuzuordnen, Grab 2 und 67 hätten sich als Quergräber an die Aussenmauern dieses Annexes angelehnt. Es handelt sich bei dieser Gruppe um gemauerte Gräber. Einzig in Grab 1 konnte ein Mörtelstrich als Grabboden beobachtet werden; es war auch das einzige dieser Gräber, bei dem sich Reste von Bestattungen *in situ* gefunden haben. In diesem

⁹⁵ O. PERLER, «L'église de Notre-Dame de Tours. Essai d'une interprétation historique des fouilles récentes», in: *Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte* 69 (1975), S. 209—236, besonders S. 219.

⁹⁶ *Ibid.*, S. 215. — Über die liturgiegeschichtlichen Hintergründe solcher Presbyteriumsanlagen im Osten vgl. G. DESCŒUDRES, *Die Pastophorien im syro-byzantinischen Osten. Eine Untersuchung zu architektur- und liturgiegeschichtlichen Problemen* (Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa 16), Wiesbaden 1983, *passim*.

⁹⁷ Vgl. Abb. 36 und DUBUIS, *Ardon*, Fig. 49, f.

⁹⁸ H. R. SENNHAUSER, «Ardon», in: *Vorromanische Kirchenbauten*, S. 26.

Doppelgrab konnten Beinknochen von zwei nebeneinander gebetteten erwachsenen Individuen gefasst werden, die beide geostet (Kopf im Westen) waren.

Grab 4 war ein mit Lehm gemauertes Grab. Es lag in der allerdings nur unsicher erschlossenen Vorhalle der Kirche und nahm mit seiner Nord-Süd-Orientierung Bezug auf die Westmauer des Schiffes. In diesem Quergrab haben sich Reste (Wirbelsäule) einer südgerichteten Sekundärbestattung *in situ* erhalten. Die ursprüngliche Bestattung in Grab 4 war ebenfalls nach Süden gerichtet; sie muss jedoch etwas nördlicher gebettet gewesen sein, denn es hat sich im Lehm Boden ein eiförmiges Loch erhalten, wo deren Schädel gelegen hatte.

An die Ostmauer von Anlage IV angelehnt haben sich vier Aussengräber erhalten. Dem erwähnten Grab 67, einem Quergrab, schloss sich Grab 66 an, welches West-Ost orientiert war und in unmittelbarem Zusammenhang mit jenem gesehen werden muss, da beide mit einer gemeinsamen Grabmauer rechneten. Von Grab 66, welches wie Grab 67 mit sorgfältig bearbeiteten Tuffquadern gemauert war, haben sich Reste von mit Mörtel versetzten Bodenplatten erhalten. Diese beiden Gräber waren durch die Apsis der Anlage VI massiv gestört und wurden deshalb ohne Bestattungen angetroffen. Knochenreste von wahrscheinlich zwei erwachsenen Individuen konnten in diesem Bereich aus der Apsisauffüllung geborgen werden.

Bei Grab 25 und 25A handelt es sich um zwei übereinander angeordnete Gräber. Grab 25, das untere der beiden Gräber, stellt typologisch eine Kombination eines gemauerten sowie eines Plattengrabes dar. Boden und Deckel sowie die beiden Längsseiten waren je mit einer Platte angelegt worden, die Schmalseiten waren gemauert, doch sind auch die Längsseiten mit Steinen und Mörtel ummantelt worden. Diese Ummantelung hatte lediglich eine festigende Funktion; man kann hier nicht von einem teilweise mit Platten ausgekleideten Mauergrab sprechen. Grab 25 ist zweifach belegt worden: Von der älteren Bestattung sind nur wenige Reste *in situ* erhalten geblieben, die es aber immerhin erlauben, eine Ausrichtung nach Norden zu erkennen (vgl. Abb. 25). Die zweite Belegung, durch eine 10 cm starke sandige Erdschicht von der unteren getrennt, hat sich relativ gut erhalten. Es handelte sich dabei um ein erwachsenes, südgerichtetes Individuum von lediglich etwa 1.50 m Grösse, dessen beide Hände auf das Becken gelegt waren.

Über der ausserordentlich grossen Deckplatte von Grab 25 war ein weiteres Grab, 25A, angelegt worden. Es war unmittelbar an die Aussenfront der Chormauer angelehnt. Diese zeigt im Bereich des Grabes einen feinkörnigen, mit Ziegelmehl rot eingefärbten Verputz als Innenwand von Grab 25A. Der obere Fundamentvorsprung der ursprünglich römischen Ostmauer ist offensichtlich als Auflage für die Deckplatte benützt worden. Zur Zeit der Errichtung der zu Anlage VI gehörigen Apsis ist, wie die Schichtung der Auffüllung gezeigt hat, dieses Grab geleert und abgebrochen worden. Südwestlich davon, zwischen Grab und Apsisfundament, sind Knochenreste eines erwachsenen Individuums sowie eine vergoldete Emailscheibenfibel (siehe unten S. 200) gefunden worden, welche man höchstwahrscheinlich mit diesem Grab in Verbindung zu bringen hat.

Wie die Niveaus von Grab 25A, 66 und 67 zeigen, stand das Terrain östlich der Anlage IV nach wie vor bis wenig über den oberen Fundamentvorsprung der ursprünglich römischen Ostmauer an. Das bedeutet, dass Grab 25, welches

seinerseits den unteren Fundamentvorsprung der Ostmauer als (zusätzliche) Auflage der Deckplatte verwendete, bereits im Hinblick auf Grab 25A auf diesem tiefen Niveau angelegt worden ist, worauf auch die ungewöhnlichen Ausmasse seiner Deckplatte hinweisen. Da diese zudem mit demselben Mörtel wie das Grab angelegt, versetzt worden ist, steht eindeutig fest, dass die beiden Individuen in Grab 25 gleichzeitig bestattet wurden. Darauf deutet neben der Zwischenschicht aus Sand und Erde ferner die Tatsache hin, dass auch die untere Belegung, soweit noch erhalten, *in situ* angetroffen wurde. Ungewöhnlich erscheint uns hingegen die doppelstöckige Belegung mit unterschiedlicher Orientierung zu sein. In den gleichzeitigen Gräbern 25 und 25A sind somit wohl mindestens drei Individuen übereinander bestattet worden. Die zeitliche Zuordnung dieses doppelstöckigen Grabes 25 und 25A zu Anlage IV erfolgte aufgrund seiner Lage (parallel zu Grab 66 und 67) sowie aufgrund der typologischen Verwandtschaft von Grab 25 mit Grab 12.

Ein weiteres Grab in einem Nebenraum der Anlage IV stellt Grab 17 dar. Es ist gemauert; seine Wände sind mit einer Lehm-Mörtel-Mischung aufgeführt worden. Im Osten lehnt es an die östliche Abschlussmauer des Chorsüdseitenraumes an. Die Nordwand des Grabes ist beim Bau des Glockenturmes zerstört worden; Grab 17 dürfte sich ursprünglich an die Trennwand zwischen Chor und Südseitenraum angelehnt haben. Der Grabboden war als Lehmestrich (wie Wände: Material des gewachsenen Bodens) auf einer kleinteiligen, schräg versetzten Steinstickung angelegt. Es wurden Reste einer teilweise gestörten, jedoch mehrheitlich *in situ* befindlichen Bestattung eines erwachsenen Individuums geborgen. Es handelt sich dabei möglicherweise um eine Sekundärbestattung, da im südöstlichen Teil des Grabes Beinknochen einer weiteren, wohl älteren Belegung gefasst werden konnten.

Die Südwand von Grab 17 zog sich teilweise über Grab 16 hinweg, einem zur Zeit der Anlage III angelegten Plattengrab, und ist somit jünger als dieses. Aufgrund seiner Lage sowie seiner Machart, die jener von Grab 4 ähnlich ist, glauben wir, Grab 17 der Anlage IV zuordnen zu können. Erstaunlich ist das tiefe Niveau dieses Grabes, dessen Deckplatte rund 0.60 m unter dem Fussbodenniveau des Chores bzw. der Vorchorzone gelegen haben muss. Es scheint wenig wahrscheinlich, dass das Niveau des Fussbodens im südlichen Chorseitenraum 3—4 Stufen tiefer gelegen hat als dasjenige der Vorchorzone. Bestand hier, ähnlich wie bei Grab 25/25A, ursprünglich ebenfalls ein doppelstöckiges Grab?

Allein schon von seiner Lage her handelt es sich bei Grab 12 um einen Sonderfall. Es lag im Winkel des nördlichen Triumphbogenvorsprungs mit der Trennwand zum Nordseitenraum — also im Chorbereich. Von seiner Anlage her handelt es sich, ähnlich wie bei Grab 25, um eine Kombination von gemauertem und Plattengrab, wobei hier nur die östliche Schmalseite mit einer Platte angelegt war. Diese ist wie die Längsseiten von Grab 25 mit gemörtelten Steinen hinterfüllt worden. Ein geringer Rest des ursprünglichen Mörtelstrichbodens hat sich in der Nordwestecke erhalten. Im westlichen Teil der südlichen Grabmauer war eine kleine Wandnische zu beobachten. Diese war leer, dürfte jedoch ein Beleg dafür sein, dass die ursprüngliche Bestattung in diesem Grab geostet war.

Grab 12, das gleichzeitig mit Anlage IV entstanden ist, war nicht nur durch seine Lage ausgezeichnet, sondern auch durch eine *Arkosolnische* im Norden. Diese war dadurch zu erschliessen, dass wenig oberhalb OK des Funda-

menten zur Trennmauer zwischen Chor und Nordseitenraum ein Balken eingelassen war, der mit der Südfront der Trennmauer fluchtete und als Spannfundament zu einer wohl nur wenig tiefen Bogennische gedient haben dürfte. Von diesem Balken (22 cm hoch, 20 cm breit), der wohl die ganze nördliche Längsseite des Grabes eingenommen hatte, hat sich im westlichen Bereich das Negativ im Mörtel (inklusive Abdrücke der Holzmaserung) erhalten. Der Balken muss zur Zeit des Abbruchs von Anlage V, d. h. beim Bau der Anlage VI, entfernt worden sein.

Die zweifache Auszeichnung von Grab 12 durch die Lage und das Arkosolium lässt auf eine besondere Stellung dessen schliessen, für den dieses Grab bestimmt war. Die ursprüngliche Bestattung konnte allerdings nicht gefasst werden. Nachgewiesen wurden in Grab 12 insgesamt sechs Belegungen: die jüngste war eine Sargbestattung, nach den erhaltenen Resten der Holzkiste zu schliessen eine relativ junge, wohl barocke Belegung, die jedenfalls dem Bau VIII zuzuordnen ist. Ihre Westausrichtung deutet auf einen Priester hin. Bei der ältesten nachgewiesenen Bestattung, die wie die übrigen geostet war, handelte es sich ebenfalls um einen Geistlichen. Dies geht aus einem hölzernen Grabkelch hervor, welcher dem Toten als Zeichen seiner Priesterschaft mitgegeben wurde. Der Verstorbene scheint in seinen liturgischen Gewändern bestattet worden zu sein, jedenfalls haben sich Reste einer sehr kostbaren Kasel gefunden (vgl. unten S. 202), die ins 13. Jh. zu datieren ist. Es gilt somit festzuhalten: Die älteste, in Grab 12 angetroffene Bestattung gehörte weder der Anlage IV oder V an, sondern ist eine Belegung zur Zeit von Anlage VII bzw. VIIA. Die Tatsache jedoch, dass Grab 12 nicht nur bis in die Zeit der romanischen Anlage, sondern mit den jüngsten Bestattungen bis in die Zeit der heutigen Anlage weiter belegt worden ist, kann als weiteres Indiz dafür gelten, dass sich dieses Grab einer besonderen Wertschätzung erfreute, welche sich über zwei Neubauten *ex fundamentis* der Kirche hinweg eine ausserordentlich lange Zeit tradiert hat.

Die besondere Lage im Chor, die Auszeichnung durch ein Arkosolium sowie das offensichtlich bis in die Neuzeit tradierte Wissen um dieses Grab legen die Vermutung nahe, dass es sich dabei ursprünglich um das Grab einer wichtigen Persönlichkeit handelte. Gräber in vergleichbarer Lage und Auszeichnung werden gewöhnlich als Stiftergräber bezeichnet, da sie zumeist im Zusammenhang mit dem ersten Kirchenbau am Platz auftreten wie etwa in Schöffland AG, wo die ursprüngliche Belegung übrigens wie in Leuk fehlte⁹⁹. Ferner sind in der Kirche von Donatyre VD neben einer Reihe von frühmittelalterlichen Bestattungen im Schiff auch je ein Sarkophag beim nördlichen und südlichen Ansatz des hier als Apsis gestalteten Chores freigelegt worden¹⁰⁰, bei denen es sich ebenfalls um Stifter oder Wohltäter der Kirche handeln dürfte.

Eine ähnliche Auszeichnung eines Grabes durch ein Arkosolium wie in Leuk war in den ältesten Kirchen von Lys BE und Einigen BE nachzuweisen¹⁰¹. «Arkosolgräber entsprechen antiker Tradition», schreibt H. R. SENNHAUSER, «sie

⁹⁹ M. MARTIN/H. R. SENNHAUSER/H. VIERCK, «Reiche Grabfunde in der frühmittelalterlichen Kirche von Schöffland», in: AS 3 (1980), S. 30, und Abb. 1, S. 29.

¹⁰⁰ H. R. SENNHAUSER, «Kirchen und Klöster», in: UFAS VI, S. 137, Abb. 5,1.

¹⁰¹ H. R. SENNHAUSER, «Kirchen und Klöster», in: UFAS VI, S. 137, Abb. 5,6; 5,7; 5,5.

finden sich deshalb am ehesten in Gebieten, in denen die antike Tradition ohne Unterbrechung durchgehalten werden konnte¹⁰².» Dies trifft in besonderem Masse auf das Wallis zu, wo bisher drei weitere frühmittelalterliche Arkosolgräber bekannt geworden sind: zwei in *Memorialbauten in St. Maurice*¹⁰³ und eines in der Krypta der *Theodulskirche von Sitten*¹⁰⁴.

Es steht ausser Zweifel: Grab 12 in St. Stephan von Leuk ist für eine wichtige Persönlichkeit angelegt worden, über deren mögliche Stellung zu Leuk oder zum Kloster St. Maurice freilich nur spekuliert werden kann. Immerhin zeigt die Kasel der ältesten gefassten Belegung dieses Grabes sowohl hinsichtlich ihrer Qualität als auch, was die Herkunft des Stoffes anbelangt, dass der Verstorbene nicht ein einfacher Landpfarrer war, sondern vielleicht ein Mitglied des Domkapitels von Sitten.

Anlage V: Saalkirche mit Rechteckchor

Die Anlage V stellt eine Reduktion von Bau IV dar, indem nämlich ein oder beide Seitenräume aufgegeben wurden. Diese im Grundriss leicht nachzuvollziehende Veränderung hatte gesamthaft erhebliche konstruktive Massnahmen zur Folge, indem nicht nur die Aussenwände der Seitenräume, jedenfalls des Nordseitenraumes, sondern auch die Mauern des Chores bis nahezu auf die Fundamente abgebrochen und danach neu aufgeführt wurden. Die Chor-Ostmauer wurde bis rund 40 cm über dem oberen Fundamentvorsprung, in der Nordostecke des Chores bis eine Steinlage darüber, abgebrochen, die bisherige Trennmauer zwischen Chor und Nordseitenraum bis rund 20 cm über das bisherige Chorbodenniveau, und von hier aus im Verband neu aufgeführt (Nr. 5 in Abb. 21). Im Längsprofil ist die Grube zu dieser sekundären Aufmauerung der Chor-Ostmauer deutlich fassbar (Nr. 8a in Abb. 22). Demnach ist dem Umbau zu Anlage V ein Abbruch der bisherigen Choranlage vorausgegangen. Gleichzeitig mit dem Neubau des Chores wurde auch der bisherige Eingang zum Nordseitenraum vermauert sowie ein Eckverband zwischen der Schiffnordwand und der nördlichen Chorschulter angelegt. Die Frage nach einem möglichen Weiterbestehen des südlichen Chorseitenraumes wird im Abschnitt über Anlage VI diskutiert.

Die Tatsache, dass man die bisherigen Mauersubstruktionen belies, bedeutet, dass man sich mit der relativ geringen Stärke der Längsmauern des Chores sowie der Chorschulter von 0.45 m begnügte und offenbar kein Anlass bestand, diese zu verbreitern. Tatsächlich sind Mauern von dieser geringen Stärke bei Kirchen des ersten Jahrtausends nichts Aussergewöhnliches. Die

¹⁰² H. R. SENNHAUSER, «Kirchen und Klöster», in: *UFAS VI*, S. 137.

¹⁰³ H. R. SENNHAUSER, «Kirchen und Klöster», in: *UFAS VI*, S. 140 und S. 143, Abb. 16; sowie P. EGGENBERGER/W. STÖCKLI/Ch. JÖRG, «La découverte en l'Abbaye de Saint-Maurice d'une épitaphe dédiée au moine Rusticus», in: *Helvetica archaeologica* 6 (1975), S. 22—32, besonders S. 24 und Abb. 25.

¹⁰⁴ DUBUIS, *Archéologie*, S. 319, Pl. 1—3; sowie F.-O. DUBUIS, «Saint Théodule, patron du diocèse de Sion et fondateur du premier sanctuaire d'Agaunes», in: *Annales valaisannes* 1981, S. 123—159, besonders S. 127f.

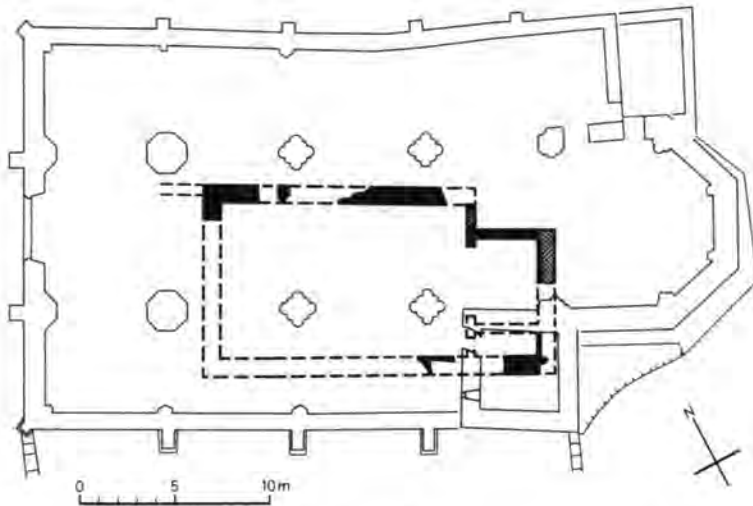


Abb. 6. — St. Stephan: Anlage V, rekonstruierter Grundriss.

älteste Kirche in *Schöftland* AG wies bei den Mauern des ebenfalls als Rechteck gestalteten Chores eine Fundamentstärke von rund 0.50 m auf¹⁰⁵; ähnlich dünn waren auch die Mauern der Anlage III in *Ardon*¹⁰⁶.

Mit Anlage V von Leuk ist zumindest im Chorbereich ein neuer *Fussboden* angelegt worden. Dies geht daraus hervor, dass der Chorboden von Anlage IV bei der Aufmauerung der Ostwand von Anlage V teilweise zerstört (Mauergrube), danach jedoch nicht wieder instand gestellt worden ist (vgl. Abb. 22). Der Fussboden im Chor der Anlage V hat sich nicht erhalten; er dürfte bei der Konstruktion des Fussbodens in der Vorchorzone von Anlage VIII abgetragen worden sein. Ob der Boden im Schiff von Anlage IV für den Nachfolgebau nochmals Verwendung fand, liess sich nicht ermitteln. Desgleichen wissen wir nicht sicher, ob die Vorhalle im Westen und der Annex im Norden von Anlage IV weiterbestanden. Jedenfalls für den Nordanbau scheint dies wenig wahrscheinlich, wenn dessen vermutete Ausdehnung nach Osten zutrifft, denn es ist kaum anzunehmen, dass man den nördlichen Chorseitenraum abgebrochen, dagegen den bis zur ursprünglich römischen Ostmauer verlaufenden Annexraum beibehalten hätte. Ein Weiterbestehen der Vorhalle im Westen zur Zeit der Anlage V möchten wir deshalb annehmen, weil sowohl der Vorgängerbau wie auch die beiden nachfolgenden Kirchenanlagen (Bau VI und VII) mit einer solchen Vorhalle rechnet.

Aus den gleichen Gründen wie bei Anlage IV gilt auch für die zeitliche Einordnung von Bau V, dass typologische Vergleiche wenig aussagekräftig sind. Allzu sehr wirken übernommene Bauteile und Strukturen nach, so dass hier kaum von einer bewussten typologischen Gestaltung dieser Kirche ausgegangen

¹⁰⁵ M. MARTIN/H. R. SENNHAUSER/H. VIERCK, «Reiche Grabfunde in der frühmittelalterlichen Kirche von Schöftland», in: *AS* 3 (1980), S. 29–55, besonders S. 30.

¹⁰⁶ DUBUIS, *Ardon*, S. 123, vgl. Fig. 5.

werden kann. Das einzige auffallende Merkmal dieser baulichen Umgestaltung von Anlage IV zu Bau V stellt die Aufgabe jedenfalls eines der Seitenräume dar. Dies kann aber wohl nur bedeuten, dass man dieses Chorseitenraumes bzw. des dreigliedrigen Presbyteriums offenbar nicht länger bedurfte. Abgesehen von der generellen Beobachtung, dass im Kirchenbau des ersten Jahrtausends eine Entwicklung von der Vielgliedrigkeit zur Einheitlichkeit stattfindet¹⁰⁷, wird man als Grund für die Aufgabe mindestens eines der Chorseitenräume beim Umbau zu Anlage V wie erwähnt vor allem eine Änderung des Ritus annehmen müssen. Dies war wohl auch der Anlass zum Verzicht auf einen der Seitenräume im 9. Jh. in *Ardon*¹⁰⁸ sowie im 11. Jh. in *Gerunden*¹⁰⁹. Damit wird man die Anlage V von St. Stephan in Leuk ins spätere 9. oder ins 10. Jh. zu datieren haben.

Anlage VI: Saalkirche mit Apsis (Abb. 26)

Anlage VI, insgesamt der vierte Kirchenbau am Platz, stellt ein *Neubau ex fundamentis* dar, wobei einschränkend erwähnt werden muss, dass teilweise bestehende Mauerfundamente von älteren Anlagen erneut wiederverwendet worden sind. Es handelt sich bei Anlage VI um eine Saalkirche mit eingezogener Apsis und mit einer Vorhalle im Westen. Der leicht trapezförmige Saal ist im Rauminnern rund 20 m lang, im Westen etwa 10,5 m und im Osten gut 11 m breit. Die eingezogene Apsis ist nach einer 65 cm tiefen und 25 cm breiten Abtreppe leicht gestelzt und schliesst mit einem flachen Rundbogen, umschreibt jedoch insgesamt ziemlich genau einen Halbkreis.

Diese Anlage wurde im Bereich der Nord- und Westmauer durch die Fundamente der nachfolgenden Kirche (Anlage VII) sowie im westlichen Bereich der Südmauer durch den Einbau des aktuellen Beinhauses massiv gestört. Es muss zudem angefügt werden, dass sich einzelne Bauelemente von Anlage VI, besonders an der nördlichen Chorschulter, wegen der grossen Ähnlichkeit der Mauermörtel oftmals kaum oder überhaupt nicht von den Elementen der in grossen Teilen kongruenten Anlage VII unterscheiden liessen.

Von der Anlage VI haben sich gesamthaft nur relativ wenige Bauelemente erhalten, die aber dennoch eine weitgehend gesicherte Rekonstruktion des Kirchenbaus zulassen. Am besten fassbar war die *Apsis*, die eine Fundamentstärke zwischen 1.20 m und 1.40 m aufwies. Am Scheitel war das Halbrund 2.20 m tief fundiert, im südlichen Teil dürfte es infolge der Hanglage etwas mehr sein. Das Apsisfundament ist nur zu einem kleinen Teil in die Grube gelegt worden, und zwar von Süden nach Norden in zunehmendem Masse; darüber wurde es frei aufgeführt. Bei den Apsisansätzen hat sich aufgehendes Mauerwerk erhalten, im Norden in drei, im Süden in fünf Steinlagen. Die Eckverbände zur Apsisabtreppe und zur Chorschulter waren in Tuffquadern ausgeführt. Die Apsis von Anlage VI benützt die Ostmauer der Anlagen I—V als Spannfundament. Dieses erreicht im südlichen Ansatz des Halbrundes OK Fundament, beim

¹⁰⁷ H. R. SENNHAUSER, «Kirchen und Klöster», in: *UFAS* VI, S. 139.

¹⁰⁸ DUBUIS, *Ardon*, S. 125ff.

¹⁰⁹ DUBUIS, *Gérone*, S. 339—356, Fig. 9—11, Fig. 13.

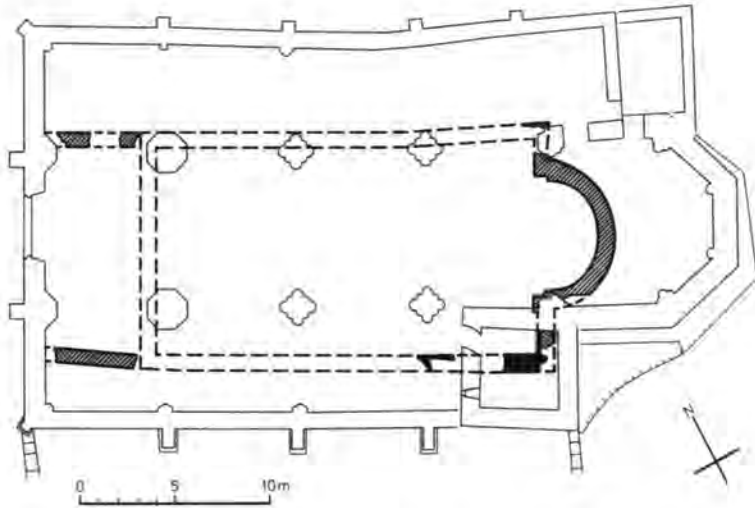


Abb. 7. — St. Stephan: Anlage VI, rekonstruierter Grundriss.

nördlichen Ansatz dagegen wurde eine Mauerzunge auf die Fundamente der ursprünglich römischen Ostmauer angelegt (Nr. 6a in Abb. 21).

Von der *Nordmauer* des Schiffes liess sich die Aussenflucht im Bereich der Nordostecke nachweisen; sie ist identisch mit der Flucht des Nachfolgebau. Des weitern konnte auch der innere Mauerwinkel der Nordostecke gefasst werden, so dass sich hier eine Fundamentstärke von 0.85 m für die Nordmauer ermitteln liess. Da sich die Nordwand der zu dieser Anlage gehörenden Vorhalle teils im Fundament, teils als Mauergrube nachweisen liess, lässt sich der Verlauf der Schiffnordwand rekonstruieren. Dieser dürfte demjenigen der Nordmauer des Nachfolgebau entsprechen haben, wobei die Aussenfluchten identisch waren, denn bei Anlage VII wird die Nordwand der Vorhalle VI in den Fundamenten wiederverwendet.

Als südliche Chorschulter und *Südmauer* von Bau VI wurden im Fundamentbereich wiederum die Mauern der Anlagen I—V weiterverwendet, was sich an der Chorschulter im Innern des bestehenden Turmes nachweisen liess (vgl. Abb. 21). Hier hat sich oberhalb des zweiten Fundamentvorsprunges der ursprünglich römischen Ostmauer in drei bis vier Steinlagen das aufgehende Mauerwerk der Chorschulter von Anlage VI erhalten. Die Wiederverwendung der Südmauerfundamente der Anlagen I—V — im Westen durch ein Mauerstück ergänzt, welches infolge der Störung durch das Beinhaus nicht gefasst werden konnte — kann daraus erschlossen werden, dass die Südmauer der Vorhalle VI auf einen solchen Verlauf der südlichen Schiffwand Bezug nimmt.

Die *Westmauer* des Schiffes konnte nur in geringen Resten (zwei Steinlagen an der Aussenflucht der Westmauer VII) nachgewiesen werden, sie entspricht ebenso wie die Nordwand dem Mauerverlauf des Nachfolgebau mit identischer Aussenfront. Diese Rekonstruktion wird durch die Lage der Gräber 51, 54 und 56 in der Vorhalle bestätigt, welche Bezug nimmt auf die Westmauer des Kirchenschiffes.

Es konnte weder ein zu Anlage VI gehöriges *Bodenniveau*, noch irgendwelche Substruktionen beispielsweise eines Altares gefasst werden. Immerhin lässt sich das Niveau des Fussbodens im Chor aufgrund der Fundamentvorsprünge bei den Apsisansätzen mit 750.15—30 ungefähr erschliessen.

Die Anlage VI weist eine Reihe von Besonderheiten auf, welche verschiedene Probleme in bezug auf das Verständnis dieses Kirchenbaus aufwerfen. Hinzuweisen ist einmal auf den trapezoiden Grundriss des Schiffes, der an sich zwar nichts Aussergewöhnliches darstellt ebenso wenig wie die leichte Nordabweichung im östlichen Teil der Nordwand oder auch die gegenüber der Schiff-südmauer etwas desaxierte Südwand der Vorhalle. Das auffallendste Merkmal dieser Kirchenanlage liegt darin, dass sich die Apsis nicht auf der Mittelachse des Gebäudes befindet; die südliche Chorschulter ist etwa eineinhalbmal so lang wie die nördliche. Erstaunlicherweise wird diese Desaxierung des Chorchauptes im Nachfolgebau (Anlage VII) sogar noch akzentuiert. Eine weitere Besonderheit von Anlage VI besteht darin, dass im Westen des südlichen Apsisansatzes offenbar eine Wandvorlage bestand, welche keine Entsprechung im Norden hatte. Diese Wandvorlage ist daraus zu erschliessen, dass die Westflucht der im Innern des heutigen Turmes gefassten südlichen Chorschulter mit der Westfront des südlichen Apsisansatzes nicht korrespondiert, sondern gegenüber dieser um etwa 30 cm zurückspringt.

Wie hat man die Besonderheiten der Anlage VI, die *desaxierte Apsis* sowie die *Wandvorlage auf der Südseite*, zu erklären? Hat man mit der Verschiebung der Apsis aus der Achse des Schiffes Rücksicht genommen auf bestehende Gebäulichkeiten im Bereich der Turmostwand und der Südmauer des spätgotischen Chores? Dies würde allerdings die einseitige Wandvorlage nicht erklären. Oder müssen wir das Schiff von Anlage VI als einen Saal mit einem Seitenschiff im Süden rekonstruieren ähnlich der Anlage V von *Gerunden*¹¹⁰? Das Beispiel von Gerunden zeigt zwar, dass eine solche, wenig gebräuchliche Lösung, die zudem zeitlich mit Bau VI von Leuk zusammengeht, durchaus und sogar in nächster Nähe möglich ist. Es ist jedoch in Betracht zu ziehen, dass die architektonische Lösung von Gerunden eine spezifische Genesis hatte und deshalb schwerlich mit Leuk in Verbindung zu bringen ist.

Wir möchten annehmen, dass die einseitige Wandvorlage und die Desaxierung der Apsis von Anlage VI in Leuk in einem Zusammenhang stehen. Zum Beispiel in der Weise, dass in der Südostecke des Schiffes — vielleicht in Auszeichnung eines besonderen Grabes (Grab 17?) oder eines Nebenaltares — ein *Raumkompartiment* gewissermassen als Baldachin ausgeschieden wurde und die Anlage der Apsis darauf Rücksicht genommen hätte, wie dies in vergleichbarer Weise bei der zeitlich allerdings erheblich früheren *Madeleine II* in *Genf* der Fall war¹¹¹. Erstaunlicherweise sind beide Elemente, sowohl die Wandvorlage auf der Südseite als auch die Desaxierung der Apsis — diese sogar noch in stärker ausgeprägter Form —, auch Bestandteile der Anlage VII geblieben. Eine Kirche, die wohl aus dem 11. oder 12. Jh. stammt und ebenfalls eine gegenüber dem als

¹¹⁰ Vgl. DUBUIS, *Gironde*, S. 351—356, Fig. 13.

¹¹¹ Vgl. Ch. BONNET, *Les premiers édifices chrétiens de la Madeleine à Genève* (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève 8), Genève 1977, S. 86ff.; Pl. XX.

Saal angelegten Schiff desaxierte Apsis aufweist, ist Bau II von *St. Michael* in *Savognin* GR¹¹². Hier konnte allerdings keine Wandvorlage wie bei den Bauten VI und VII von *St. Stephan* in *Leuk* beobachtet werden. W. SULSER rekonstruiert aufgrund eines Visitationsberichtes vor der südlichen Chorschulter einen Nebenaltar.

In *Leuk* stellt sich die Frage nach der westlichen Ausdehnung eines möglichen im Südosten gelegenen Raumkompartimentes. Nördlich des bestehenden Turmes konnten keinerlei Substruktionen zu einer solchen Anlage festgestellt werden, ebensowenig zwischen Turmwestwand und der Ostmauer des spätgotischen Beinhauses. Die Rekonstruktion eines solchen Raumkompartimentes bleibt damit offen. Immerhin sei noch darauf hingewiesen, dass der der Anlage VII angebaute Glockenturm im Erdgeschoss als Kapelle eingerichtet war, welche möglicherweise in der Tradition einer auf Anlage VI zurückgehenden südöstlichen Nebenkapelle stand.

Wir haben im Zusammenhang mit der Anlage V die Frage offen gelassen, ob der mit Anlage IV errichtete bzw. von uns erschlossene südliche Chorseitenraum beim Umbau zu Anlage V ebenso wie der Nordseitenraum, wo die Zeugnisse evident sind, abgebrochen wurde. Das gewichtigste Argument, welches für dessen Weiterexistenz zur Zeit von Anlage V spricht, ist die Tatsache, dass die Anlage VI die Fundamente der Aussenmauern dieses südlichen Chorseitenraumes wiederverwendet. Wäre dieser Seitenraum abgebrochen worden, so müsste beim Bau VI gewissermassen eine *Inventio* älterer Fundamente in diesem Bereich stattgefunden haben, was höchst unwahrscheinlich ist. Der Grund für das Weiterbestehen des Südseitenraumes zur Zeit von Anlage V könnte auch der Grund dieses an gleicher Stelle errichteten Raumkompartimentes in Anlage VI gewesen sein: War es ein besonders ausgezeichnetes Grab (Grab 17?), dessen Verehrung weiter tradiert wurde, oder war es die Funktion einer Nebenkapelle, die vom Bau V (oder bereits seit der Anlage IV?) bis zum Turm weiterbestand? Oder, was angesichts der geringen Grösse dieses Chorseitenraumes eher anzunehmen wäre: Hat sich ein in Anlage IV und V als Memorie verwendeter Seitenraum mit Anlage VI zu einer Nebenkapelle entwickelt, die sich bis zur Turmkapelle des spätgotischen Baus tradiert hat? Anzufügen ist dem eine Beobachtung an Walliser Kirchenbauten, welche in vergleichbarer Weise eine Kontinuität von Annexräumen zu Turmbauten zeigen. Sowohl in *Ardon*¹¹³ als auch in *Gerunden*¹¹⁴ lässt sich eine Entwicklung von Kirchenbauten mit zwei zum Presbyterium gehörenden Annexen zu Bauten mit einem Turm anstelle des einen Annexraumes feststellen.

Für die *Datierung* von Anlage VI in *Leuk* wird man einen Zeitpunkt nicht vor dem 11. Jh. ins Auge fassen müssen. Dafür spricht etwa die Ausdehnung dieser Kirche, welche gegenüber dem Vorgängerbau flächenmässig eine Vergrösserung um etwa zwei Drittel brachte. Typologische Überlegungen führen zu

¹¹² W. SULSER, «Die frühere Sankt Michaelskirche in Savognin», in: *Bündner Monatsblatt* 11/12 (1967), S. 233—248, vgl. besonders Abb. 3b.

¹¹³ DUBUIS, *Ardon*, S. 122ff.

¹¹⁴ DUBUIS, *Géronden*, S. 348ff.

einem ähnlichen zeitlichen Ansatz. Ein geographisch naheliegendes Vergleichsbeispiel ist der älteste Bau der Kirche *Meiringen* BE¹¹⁵, die ähnlich wie St. Stephan in Leuk bis ins Spätmittelalter hinein Zentrum einer ausgedehnten Pfarrei war. Meiringen I ist ebenfalls eine Saalkirche mit einer flachhalbrunden, eingezogenen Apsis sowie möglicherweise mit einer Vorhalle im Westen. Im Grundriss zwar regelmässiger angelegt als Bau VI der Leuker Stephanskirche, wies der ins 10. oder wohl eher ins 11. Jh. zu datierende Bau I von Meiringen wie Leuk VI auffallend geringe Mauerstärken im Schiff auf verglichen mit der Grösse der Anlage¹¹⁶.

Vielleicht verbirgt sich hinter der Angabe der erwähnten, allerdings weit später entstandenen Chronik, wonach die Pfarrei Leuk im Jahre 1010 gegründet worden sei, ein altes Wissen um einen bedeutenden Neubau von St. Stephan im 11. Jh. Nicht auszuschliessen ist, dass dieser Neubau nach 1079 und dann wohl auf Initiative des Sittener Bischofs an die Hand genommen wurde, nachdem Leuk mit der Pfarrkirche von Heinrich IV dem Bischof übereignet worden war.

Bestattungen

Gräber, die zur Zeit des Bestehens von Anlage VI angelegt wurden, konnten hauptsächlich in der Vorhalle gefasst werden. Es handelt sich dabei um drei Plattengräber (G 54, G 55, G 60) sowie um zwei gemauerte Gräber (G 51, G 56), die alle nach dem Verlauf der die Vorhalle begrenzenden Mauern ausgerichtet waren. Originale Bestattungen haben sich in diesen Gräbern keine erhalten. In Grab 60 wurde neben einer Sekundärbestattung eine Münze geborgen, die derart stark patiniert war, dass sie nicht sicher bestimmt werden konnte.

Eine weitere Bestattung wurde im Bereich der Apsis freigelegt. Es handelt sich dabei um ein Erdgrab, in welchem ein auf einem Totenbrett bestattetes erwachsenes Individuum beigesetzt war, dessen Hände auf dem Becken übereinander gelegt waren. Die Zuordnung dieser Bestattung (G 19) zu Anlage VI ist allerdings nicht völlig gesichert. Sie lag zwar unter dem zu Bau VII bzw. VIIA gehörigen Chorboden (siehe Abb. 27), doch ist nicht auszuschliessen, dass dieser einen älteren, zu Anlage VII gehörigen Fussboden ersetzt hat.

Anlage VII: Saalkirche mit Apsis (Abb. 27)

Die Anlage VII brachte gegenüber dem Vorgängerbau nur geringfügige Veränderungen im Grundriss. Dennoch stellt sie mit Ausnahme der Apsis sowie der Chorschultern einen *Neubau ex fundamentis* dar, welcher deutlich massiver angelegt war als die Anlage VI: Die Mauerstärke im Fundament betrug nun rund 1.20 m gegenüber 0.85 m beim Vorgängerbau.

¹¹⁵ H. R. SENNHAUSER, «Meiringen», in: *Vorromanische Kirchenbauten*, S. 201.

¹¹⁶ Abbé Dubuis hat uns freundlicherweise darauf aufmerksam gemacht, dass es ein auffallendes Merkmal von im 11. Jahrhundert errichteten Kirchenbauten im Wallis sei, dass diese konstruktiv schwach angelegt waren.

Die Nord- und Westwand von Anlage VII sind, wie bereits angedeutet, an gleicher Stelle wie die entsprechenden Mauern des älteren Baus errichtet worden, weshalb sich letztere nur in sehr geringfügigen Resten erhalten haben. Die Nordwand von Anlage VII hat sich im Bereich der nordöstlichen Gebäudeecke, im Fundament des dritten Pfeilers der spätgotischen Anlage sowie zwischen dem ersten und zweiten nördlichen Pfeiler von Anlage VIII in den Fundamenten nachweisen lassen. Die Westmauer hat sich in ihrem mittleren und südlichen Verlauf teilweise erhalten, auch im Fundamentbereich frei aufgeführt und mit

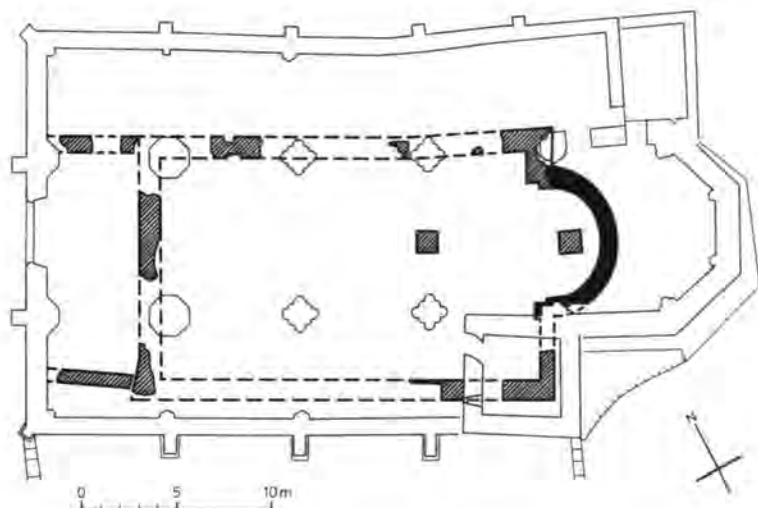


Abb. 8. — St. Stephan: Anlage VII, rekonstruierter Grundriss.

einer deutlich fassbaren Westfront. Im Osten lehnt sich die spätgotische Beinhausmauer daran an und zieht sich in den obersten Steinlagen teilweise sogar über die ältere Mauer hinweg. Im nördlichen erhaltenen Teil der Westmauer hat sich eine Lage des aufgehenden Mauerwerks mit Verblendsteinen erhalten. Der rund 10 cm tiefe Fundamentvorsprung liegt auf einem Niveau von 749.43. Gegen die Südwestecke hin zieht die Mauer in ihrer äusseren Flucht deutlich gegen Westen an. Die südwestliche Gebäudeecke ist im südlichen Teil beim Bau der Südmauerfundamente von Anlage VIII ausgebrochen worden. Erhalten hat sich aufgehendes Mauerwerk in vier Steinlagen mit einer in *Pietra rasa* angelegten Westfront.

Die Südwand von Anlage VII wurde unmittelbar südlich jener des Vorgängerbaus errichtet. Sie hat sich im südöstlichen Eckbereich im Innern des bestehenden Turmes sowie westlich daran anschliessend, teilweise mit Resten des aufgehenden Mauerwerks erhalten. Im Turminnern ist zu beobachten, dass die Südostecke von Anlage VII an die Fundamente der Südostecke der Anlage VI angebaut worden ist, im Aufgehenden freilich tief in die

Chorschulter einbindet, welche übrigens in den Fundamenten nochmals das römische Mauerwerk wiederverwendet (siehe Abb. 21). Westlich des Turmes hat sich ein 0.40 m langes Stück der Südmauer im Aufgehenden deshalb erhalten, weil es als Teil eines zu Anlage VIII gehörigen Altarfundamentes diente. Westlich daran anschliessend ist das Südmauerfundament durch die Anlage eines Doppelgrabes, welches auf den erwähnten Altar Bezug nimmt, gestört worden.

Die Anlage VII integrierte die Apsis, auch im Aufgehenden soweit fassbar, des Vorgängerbaus. Die nördliche Chorschulter wurde um rund 50 cm vorge-mauert, wobei die neue Innenfront in ihrem Verlauf gegen die Nordostecke wiederum etwas gegen Osten anzieht. Gleichzeitig mit dieser Vormauerung wurde auch die Abtreppe beim Apsisansatz knapp 60 cm nach Westen versetzt. Da am südlichen Apsisansatz — die Wandvorlage blieb weiterhin erhalten — nichts geändert wurde, bewirkte der Umbau an der nördlichen Chorschulter eine Änderung der Apsisachse, welche in ihrem Verlauf gegen Osten nun gegenüber der Achse des Kirchenschiffes leicht gegen Norden abweicht.

Die als Saal mit eingezogener Apsis angelegte Kirche wies wiederum eine *Vorhalle* im Westen auf. Deren Nordmauer wurde auf dem entsprechenden Fundament der Vorgängeranlage errichtet. Im Süden dagegen wurde eine neue Mauer angelegt, welche wie die Südwand des Schiffes unmittelbar neben die Fundamente des Vorgängerbaus gesetzt wurde. Die Westmauer des Schiffes zeigt im Bereich des Maueranstosses im Aufgehenden eine Aussenfront. Da die Südmauer der Vorhalle VI in die Westmauer von Anlage VII eingebunden worden ist, muss man annehmen, dass die Vorhalle VII vorerst noch in der Ausdehnung des Vorgängerbaus belassen und erst nachträglich im Süden verändert worden ist. Der westliche Abschluss der Vorhalle fehlte hier ebenso wie beim Vorgängerbau; er dürfte im Bereich der Westwand von Anlage VIII gelegen haben. Bemerkenswert ist die Beobachtung, dass das Fundament der spätgotischen Westwand in der Flucht der Aussenfront der Vorhallensüd-mauer VII eine Baunaht aufweist. Dieser Befund ist wohl dahingehend zu interpretieren, dass beim Bau der südwestlichen Eckfundamente von Anlage VIII die Vorhalle und wohl auch noch das Kirchenschiff von Anlage VII weiterbestand und die Fundamente des spätgotischen Baus zuerst einmal gegen diese Vorhalle angelegt und erst nach deren späterem Abbruch weitergeführt wurden¹¹⁷.

Es muss an dieser Stelle auf die zwei verschiedenen, bei Anlage VII verwendeten *Mauermörtel* hingewiesen werden. Mit Ausnahme der Südmauer sowie der südlichen Chorschulter wurde ein grauer, harter Mauermörtel mit einer Körnung von 1—3 mm und gelegentlichen Einschlüssen von Kieseln verwendet. Die Südmauer dagegen wurde mit einem weisslich-beigen, ziemlich fetten Mauermörtel errichtet, der im ganzen eher noch eine feinere Granulation aufwies. Konnte im Bereich der Südostecke und der südlichen Chorschulter über diesem hellen Mörtel, also im Bauablauf jünger, auch der erwähnte graue Mörtel beobachtet werden, so wurde umgekehrt der weissliche Mörtel für die Fertigung

¹¹⁷ Der Bauablauf von Anlage VIII ist bei CAVIEZEL, *Untersuchungen*, dargestellt. — Wir möchten Herrn Dr. des. Nott Caviezel für die anregende Zusammenarbeit danken sowie auch dafür, dass er uns das Manuskript des erwähnten Artikels überlassen hat.

der *Pietra rasa* im Bereich der Südwestecke verwendet, während hier der Mauerkern mit dem grauen Mörtel angelegt worden ist. Diese beiden, in der relativen Chronologie gegenläufigen Befunde machen es deutlich, dass die beiden Mörtel nicht zwei verschiedene Bauphasen anzeigen, sondern dass beim Bau von Anlage VII zwei verschiedene Mörtel nebeneinander verwendet worden sind. Es wäre zu denken, dass der weisse, sehr kalkreiche Mörtel einerseits für die Errichtung der Südmauer als der statisch gefährdetsten Stelle des Baus verwendet wurde — übrigens ist die Vorhallen-Südmauer mit einem ähnlich kalkreichen Mörtel errichtet worden — und andererseits dieser plastisch gut formbare Mörtel auch für die *Pietra rasa* sehr geeignet war. Dagegen ist der graue Mörtel, der weniger Kalkanteile enthielt und deshalb wohl auch billiger war, für die übrigen Teile des Baus verwendet worden.

Die Anlage VII war *innen und aussen verputzt*. Reste von Wandverputz konnten an folgenden Stellen beobachtet werden: Apsisaussenseite beim nördlichen Ansatz (hier mit Spuren einer Bemalung — Sockelmalerei?); Aussenseite der Südostecke; Innenfront der Südmauer westlich des Turmes. An dieser letzten Stelle konnte auch der zweischichtige Aufbau des Wandverputzes deutlich beobachtet werden. Dieser war mit einem beigen Mörtel, ähnlich dem hellen Mauermörtel, angelegt worden, wobei der Unterputz etwas gemagert, der Oberputz, welcher eine geglättete Oberfläche zeigte, jedoch ziemlich fett war. Das aufgehende Mauerwerk war zuerst als *Pietra rasa* angelegt worden, worauf anschliessend der Wandverputz appliziert wurde. Da die *Pietra rasa* jedoch kaum Schmutzspuren aufwies, wird man annehmen müssen, dass der Wandverputz noch beim Bau von Anlage VII aufgetragen wurde.

In der vorwiegend aus Abbruchmaterial bestehenden Auffüllung des spätgotischen Chores östlich von Anlage VII wurden zahlreiche kleinere *Verputzfragmente mit Farbresten* geborgen. Es waren bei diesen Wandmalereifragmenten sowohl ornamentale als auch figürliche Motive zu erkennen, die zudem aus verschiedenen Zeiten stammen müssen. Die ältesten Stücke dürften, soweit dies aus den kleinteiligen Fragmenten ersichtlich war, möglicherweise ins 13. Jh. zurückreichen. Da andernorts kaum farbige Verputzreste gefunden wurden und ausserdem das erwähnte Verputzfragment *in situ* an der Innenwand der Südmauer keinen Farbauftrag zeigte, wird man annehmen müssen, dass nur die Apsis und vielleicht noch die Chorschulterwände mit Wandmalereien versehen waren.

Reste eines *Fussbodens* konnten im Chor auf einem Niveau von etwa 750.50 festgestellt werden. Es handelte sich dabei um einen rund 6 cm dicken Mörtel-estrich, welcher ohne Rollierung direkt auf die erdige Einfüllschicht in der Apsis angelegt worden ist. Im Schiff dagegen hat sich der Fussboden nirgends erhalten. Aufgrund von Beobachtungen am erwähnten Innenverputz-Fragment an der Südwand sowie aufgrund der Türschwellehöhe des nachträglich angebauten Glockenturmes (Anlage VIIA) lässt sich ein Fussbodenniveau von etwa 749.90 ermitteln, somit wohl drei Stufen tiefer gelegen als der Fussboden im Chor. Auch das Bodenniveau in der Vorhalle kann nur indirekt erschlossen werden. Ausgehend vom erwähnten Fundamentvorsprung an der Aussenseite der Schiffwestmauer mit einem Niveau von 749.43 möchte man annehmen, dass der Fussboden in der Vorhalle um eine, vielleicht zwei Stufen tiefer lag als im Schiff.

In der Apsis konnten die Fundamente des *Hochaltares* gefasst werden. Dieser war 1.10 m breit und 1.00 m tief und folgte in seiner Ausrichtung der mit

Anlage VII veränderten Achse der Apsis. Weiter westlich wurden die Fundamente eines weiteren Altares freigelegt. Dieser war quadratisch mit einer Seitenlänge von 1.20 m. Es war nicht sicher nachzuweisen, ob dieser Altar bereits beim Bau der Anlage VII oder erst nachträglich errichtet wurde. Aufgrund seiner Lage wird man annehmen müssen, dass es sich dabei um den *Volksaltar* gehandelt hat. Solche, gewöhnlich wenig ausserhalb des Chorbereiches gelegene Volksaltäre sind seit dem Hochmittelalter in Kirchen mit einem zahlreichen Klerus, wie wir dies auch für Leuk annehmen können, vielfach anzutreffen. Nur wenig östlich dieses Altarfundamentes lag die für Anlage IV nachgewiesene Stufe, welche das Presbyterium vom Laienschiff schied. Aufgrund der Lage dieses Volksaltares ist zu vermuten, dass sich die Grenze zwischen Schiff und Chor bei Anlage VII noch immer am selben Ort befand wie in Anlage IV und wahrscheinlich auch bei den dazwischenliegenden Bauten V und VI an dieser Stelle befunden hat. Die Lage von Grab 20 auf der Achse dieser möglichen Chorgrenze muss der vorgeschlagenen These nicht unbedingt widersprechen. Sie legt eher den Schluss nahe, dass diese Grenze zwischen Schiff und Chorbereich im südlichen Teil der Kirche einen etwas andern Verlauf nahm, bedingt möglicherweise durch ein südöstliches Nebenraumkompartiment wie weiter oben diskutiert. Die Lage des Volksaltares vermag noch einen weiteren wichtigen Hinweis zu geben: Der Altar liegt nämlich nicht, wie man dies eigentlich erwarten würde, auf der Achse des Kirchenschiffes. Er zeigt vielmehr zusammen mit dem Hochaltar dieser Anlage an, dass trotz der asymmetrischen Lage die Apsis die Achse der Kirche und damit auch des Schiffes bestimmte. Auch diese Beobachtung dürfte die These eines möglichen Nebenraumkompartimentes vielleicht als Schrein eines Nebenaltares stützen.

Bei Anlage VII handelt es sich um einen mit der Vorgängeranlage typologisch identischen Kirchenbau, nämlich um eine Saalkirche mit eingezogener Apsis und einer Vorhalle im Westen. Das Schiff ist wiederum leicht trapezoid, nun rund 1 m breiter als bei Anlage VI. Die Apsis, welche als einziges Bauelement weitgehend unverändert übernommen worden sein dürfte, erscheint jetzt noch auffallender asymmetrisch dem Kirchenschiff angegliedert. Die Tatsache, dass die Anlage VII einen fast identischen Ersatz für den mit Ausnahme der Apsis offensichtlich sehr schwach angelegten Vorgängerbau darstellte, deutet darauf hin, dass der zeitliche Abstand zwischen diesen beiden Kirchenbauten gering zu veranschlagen ist. Als *Terminus ante quem* für die Anlage VII ist ferner die Errichtung des Glockenturmes (Bau VIIA) in Betracht zu ziehen, so dass man eine Datierung der Anlage VII ins 12. Jh. annehmen möchte.

Anlage VIIA: Erweiterung der Anlage VII (Abb. 28)

Die Anlage VIIA, der unmittelbare Vorgängerbau der heutigen Kirche, stellt eine Erweiterung der Anlage VII durch die Errichtung eines Glockenturmes sowie einer Totengruft mit einer darüberliegenden Michaelskapelle dar. Es ist bemerkenswert, dass es just diese beiden jüngsten Anbauten waren, welche in die spätgotische Anlage VIII integriert worden sind und deren Gestaltung nicht unwesentlich mitgeprägt haben.

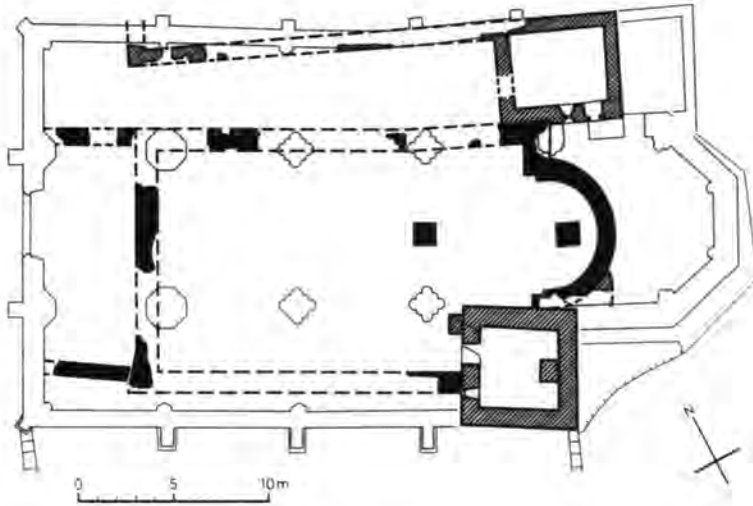


Abb. 9. — St. Stephan: Anlage VIIA, rekonstruierter Grundriss.

Glockenturm

Der heute noch als eines der Wahrzeichen von Leuk bestehende Glockenturm der Pfarrkirche St. Stephan ist, wie die archäologischen Untersuchungen unzweifelhaft ergeben haben, als sekundäres Bauglied an der Südostecke der Anlage VII errichtet worden. Es ist dies ein Glockenturm jenes weitverzweigten sogenannten lombardischen Typus, wie er im alpinen Raum sowie in den nordwestlichen Mittelmeerrandgebieten vielfach variiert und in einer langlebigen Tradition besonders im Hoch- und frühen Spätmittelalter häufig auftritt und auch im Wallis mehrfach anzutreffen ist. Der Leuker Turm zeigt über einem, durch die starke Geländeneigung bedingt hohen Sockelgeschoss auf der Südseite eine kleine hochrechteckige Fensteröffnung, welche die ehemals im Erdgeschoss eingerichtete Turmkapelle beleuchtete. Das darüberliegende Geschoss wies auf der Südseite ein einfaches Rundbogenfenster sowie im Osten einen schmalen Fensterschlitz auf. Die nächstfolgenden Geschosse zeigen je ein Biforium und die obersten zwei Geschosse je zwei Biforen auf allen vier Seiten. Die Fensteröffnungen liegen in einem leicht zurückstehenden Geschossfeld, welches jeweils durch einen Blendbogenfries abgeschlossen wird. Es entsteht dadurch der Eindruck von flachen Ecklisenen, welche als vertikales Gliederungselement einen optischen Ausgleich schaffen zur horizontalen Geschossgliederung.

Der Übergang vom 2. zum 3. OG zeigt — auf der Ostseite deutlich festzustellen — einige Unregelmässigkeiten, welche die Vermutung aufkommen lassen, dass hier *zwei verschiedene Bauphasen* zusammentreffen. Es fällt z. B. auf, dass das Zwillingfenster des 3. OG, welches übrigens nur von einem schmalen und nicht voll ausgebildeten Geschossfeld gerahmt wird, ungewöhnlich dicht auf dem Bogenfries des darunterliegenden Geschossfeldes aufsitzt. Bei den übrigen Stockwerken werden deutlich grössere und zudem regelmässige Abfolgen von

Bogenfries und Fensteröffnungen eingehalten. Die gleichmässige horizontale Geschossgliederung steht damit in harmonischem Einklang mit der rhythmisierten vertikalen Gliederung der Fensteröffnungen. Zudem fällt auf, dass die zurückgesetzten Geschossfelder in den drei obersten Stockwerken unter sich zwar gleich, aber breiter angelegt sind als in den beiden untersten Geschossen.

Die Vermutung, dass der aktuelle Glockenturm — abgesehen von der Zinnen- und Pyramidenbekrönung, die aus dem beginnenden 16. Jh. stammen dürften ¹¹⁸ — in zwei verschiedenen Bauphasen entstanden ist, liess sich durch

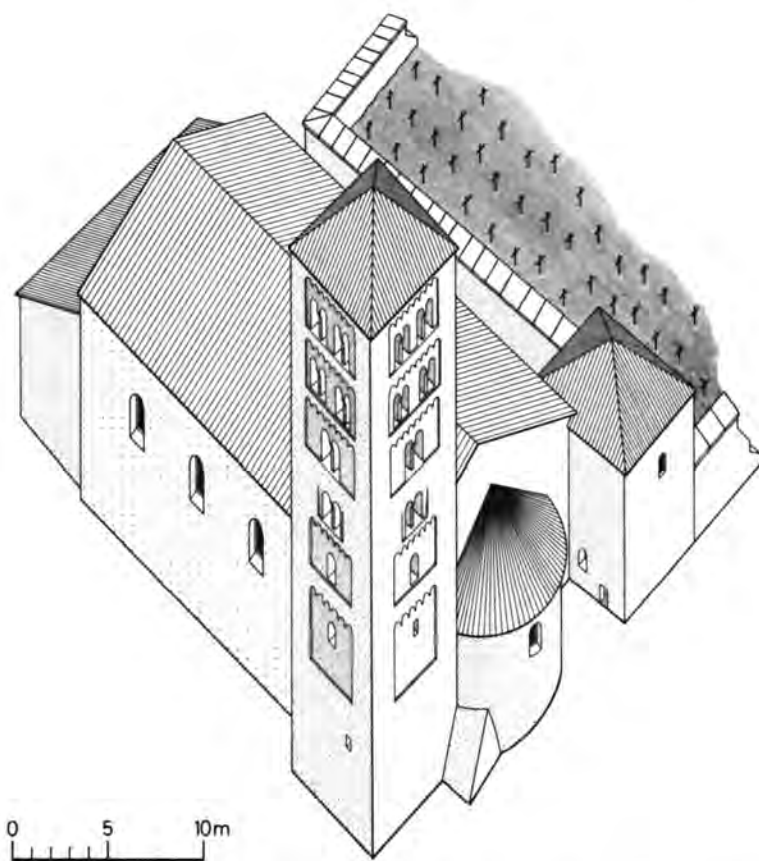


Abb. 10. — St. Stephan: Anlage VIIA, isometrische Rekonstruktion;
Ansicht von Südosten.

¹¹⁸ Untersuchungen des Laboratoire romand de dendrochronologie, Moudon, haben für das für den bestehenden Glockenturm verwendete Holz ein Fälldatum 1505 beibringen können.

dendrochronologische Untersuchungen von original im Mauerwerk eingelassenen Balken bestätigen, wenn auch beizufügen ist, dass es bis anhin nicht möglich war, dafür absolute Datierungen zu ermitteln¹¹⁹. Soviel steht immerhin fest, dass ein grösserer Zeitraum zwischen diesen Bauphasen liegen muss, diese somit nicht nur als ein zeitweiliger Bauunterbruch zu interpretieren sind.

Der Glockenturm von St. Stephan lehnt sich mit seinen Ost- und Süd-mauerfundamenten unmittelbar an die Südostecke von Anlage VII an. Er weist einen nahezu quadratischen Grundriss von rund 6.20 m Seitenlänge auf und greift somit nicht unbeträchtlich in den südöstlichen Teil des Kirchenschiffes hinein, wo er ein mögliches Nebenraumkompartiment ersetzt haben könnte. Das aufgehende Mauerwerk ist mit einer Stärke von 1.05—1.15 m überraschend dünn. Nur gerade die statisch exponierte Südmauer zeigt im Innern einen Fundamentvorsprung von gut 50 cm, die Westmauer noch einen solchen von 20 cm, während die Fundamente der beiden übrigen Mauern nur wenig oder überhaupt nicht stärker angelegt wurden als das aufgehende Mauerwerk.

Das Fundament der Turmwestwand bindet dasjenige der Schiff südmauer von Anlage VII ein. Im Aufgehenden ist diese Südmauer hingegen von der Turmwand abgesetzt worden, wohl deshalb, damit sich die Schwingungen der Glocken nicht auf die Schiffmauer der Kirche übertragen konnten. Dieser gegenüber Anlage VII nachträglich errichtete Turm lehnte sich an den südlichen Apsisansatz der Kirche an, ja überlagerte diesen leicht auf der Aussenseite. An der Westseite des Glockenturmes haben sich im Bereich des 2. OG Reste der in die Turmwand eingemauerten Steinplattenbedachung des Kirchenschiffes erhalten, welche eine präzise Dachrekonstruktion für die Anlage VII bzw. VIIA ermöglichen (vgl. Abb. 10)¹²⁰.

Es scheint, dass im Zusammenhang mit dem Bau des Turmes eine *Reparatur der Apsis* notwendig wurde. Jedenfalls liess sich im Süden der Apsis, zwischen deren Fundament und dem Fundament der Chorsüdmauer von Anlage VIII im Fundamentbereich eine Wandvorlage feststellen. Diese mit einem rötlichen, ziemlich fetten Mauermörtel errichtet, griff in das Fundament der Apsis hinein. Chronologisch lässt sich diese Wandvorlage, deren Südteil beim Bau des spätgotischen Chores abgebrochen worden ist, nur insofern einordnen, als dass sie jünger ist als die Apsis und älter als das spätgotische Chor.

Der ursprünglich mit einem Rundbogen versehene *Eingang* zum Turm mit einem Schwellenniveau von genau 750.00 lag auf der Westseite des Turmes nahe der Südmauer des Schiffes. Er ist zur Zeit des spätgotischen Baus zugunsten eines weiter nördlich angelegten Einganges aufgegeben worden. Das unterste Turmgeschoss, das über einem auf der Südseite gut 3 m hohen Sockel liegt, ist mit einer, wie es scheint, nachträglich eingezogenen Tonne überwölbt. Wände und

¹¹⁹ Einer absoluten Datierung der fraglichen Holzproben standen zwei Probleme entgegen: Einmal ist bis anhin die für die fragliche Zeit zu berücksichtigende Abweichung des Wallis von der Normalkurve der Jahrringentwicklung mangels ausreichender Vergleichsbeispiele nicht bekannt, und zweitens konnte bei einzelnen Proben der Verlust einer unbekanntem Zahl von Jahrringen durch Schädlingsfrass nachgewiesen werden. Es steht jedoch zu erwarten, dass späterhin eine Datierung dieser Proben nachgeliefert werden kann.

¹²⁰ Der beschriebene Befund ist abgebildet bei CAVIEZEL, *Untersuchungen*, Abb. 8.

Gewölbe zeigen einen neueren Besenwurfverputz; darunter ist an den Wänden stellenweise ein geglätteter Putz sichtbar. Dieses Turmgemach wurde durch je einen, gegen aussen sich verengenden Fensterschlitz an der Süd- und Westmauer beleuchtet. Es konnte nicht abgeklärt werden, ob das Westfenster, dessen Achse im Bereich des Schiffsüdmaueranstosses an den Turm lag, zum ursprünglichen Bestand gehörte oder, was eher möglich scheint, erst beim Bau von Anlage VIII ausgebrochen, später freilich wieder geschlossen wurde.

Im Innern des Turmgemaches wurden insgesamt vier *Bodenniveaus* beobachtet. Das unterste auf einer Höhe von 749.86 gelegen, war ein grauer Mörtel-estrich, ähnlich dem Mauermörtel des Turmes, auf einer Steinrollierung. Auf diesem Fussboden waren Brandspuren und stellenweise eine dünne Brandschicht zu beobachten. Darauf lag als zweites Bodenniveau ein stark kalkhaltiger Mörtel-estrich, während der dritte Fussboden als stuckartiger, rötlicher Mörtel-estrich auf kleinteiliger Steinstickung angelegt war. Dazugehörig wurde an der Ostwand ein Altarfundament gefasst, 1.20 m breit und 1.45 m tief, inklusive Supedaneum. Links davon war eine kleine russgeschwärtzte Mauernische auf Brusthöhe in die Ostwand eingelassen, eine weitere war in der Nordwand festzustellen. Gleichzeitig mit dem dritten Mörtel-estrich war in der Südwestecke eine Art Schrein (vielleicht mit einem Bild) eingerichtet worden. Darüber, im gleichen stuckartigen Mörtel gefertigt wie der Fussboden, war der Gewandsaum einer (Heiligen-)Figur unter dem Besenwurfverputz sichtbar. Das vierte Bodenniveau war ein moderner Zementboden.

Zwei Gräber konnten im Innern dieser Turmkapelle gefasst werden, die nach der Errichtung des Glockenturmes angelegt worden sind. Es handelt sich dabei um Grab 23 mit einer in die Fundamentkrone der Südmauer VI eingebrochenen Bestattung auf einem Totenbrett, welche durch einen Heizkanal erheblich gestört war. Östlich davon, als Grab 24 bezeichnet, lag ein Knochen-depot, welches ebenfalls in die Mauer eingelassen und auf drei Seiten durch gestellte Steinplatten eingegrenzt war. Es enthielt Knochen eines erwachsenen Individuums sowie drei grössere Fragmente eines Lederschuhs (vgl. unten S. 203), welcher aus dem ausgehenden 16. Jh. datiert. Da die Deckplatten über den beiden Gräbern gleichzeitig angelegt worden sind, ist anzunehmen, dass die Bestattung in Grab 23 eine ältere Belegung ersetzt hat, deren Überreste in Grab 24 deponiert wurden. Die zweimalige Erneuerung des Bodens im Turmgemach ist möglicherweise im Zusammenhang mit diesen beiden Bestattungen zu sehen. Der dritte Mörtel-estrich verlief jedenfalls ungestört über die erwähnten Gräber.

Im nördlichen Bereich der Turmwestwand wurde eine Mauerzunge freigelegt, welche knapp 1.20 m in das Schiff hineinragte. Sie war grösstenteils durch den Einbau des Heizungskanals überlagert und teils auch gestört worden. Es dürfte sich dabei um die südliche von ursprünglich zwei Fundamentzungen eines an die Turmwestwand angelehnten *Altars* gehandelt haben. Diese Interpretation wird dadurch gestützt, dass sich im fraglichen Bereich der Turmwestwand ein Fragment eines Wandbildes erhalten hat, worauf eine Darstellung der Muttergottes mit Kind zu erkennen ist. Es dürfte sich dabei um das Altarbild des zu den erwähnten Substruktionen gehörigen Altars handeln. Dieses Bild, die älteste in

St. Stephan erhaltene Wandmalerei, dürfte ins ausgehende 13. Jh. oder in die erste Hälfte des 14. Jhs. zu datieren sein ¹²¹.

Die *Entstehungszeit* des Glockenturmes von St. Stephan, zu der dieses Wandmalereifragment einen ungefähren *Terminus ante quem* abgibt, ist nicht ganz einfach. Der Turm wird in der älteren Literatur gelegentlich ins 11. Jh. datiert ¹²², in der neueren mehrheitlich ins 12. Jh. ¹²³ Das Problem einer Datierung liegt darin, dass dieser Turm zu einem sehr langlebigen und weit verbreiteten Typus gehört, dessen Geschichte unseres Wissens bis anhin weder in seiner zeitlichen Entwicklung noch in seinen regionalen Abwandlungen eingehend untersucht worden ist. Die Beständigkeit dieser Tradition wird ja besonders am vorliegenden Beispiel deutlich, wo die stilistischen Veränderungen über zwei deutlich auseinanderliegende Bauphasen hinweg derart geringfügig sind, dass sie, soweit uns bekannt, bis anhin gar nicht aufgefallen sind.

Für die *ältere Bauphase* möchten wir einen Zeitpunkt nicht vor der ersten Hälfte des 13. Jhs. vorschlagen. Dafür spricht beispielsweise der kürzlich an der Nordwestecke des Turmes entdeckte, in Stein gehauene Kopf eines Bischofs. Doch es sind auch Argumente aus Gestalt und Geschichte des Turmes selbst zu gewinnen, welche für die vorgeschlagene Datierung sprechen: Eine Entstehung im 13. Jh. lassen etwa die erstaunlich dünnen Mauern und Mauerfundamente des Turmes annehmen. Türme des 11. und 12. Jhs. sind gewöhnlich viel massiver angelegt; sie sind vielfach sogar über einem ausgefüllten Fundamentsockel errichtet worden. Ferner ist auch zu bedenken, dass dieser Turm baugeschichtlich ein recht spätes Element von St. Stephan darstellt, jedenfalls nachträglich an Anlage VII angebaut wurde.

Bei der Datierung der *jüngeren Bauphase* des Glockenturmes ist an die am und über dem ältesten Fussboden der Turmkapelle beobachteten Brandspuren zu erinnern, obwohl ein direkter Zusammenhang nicht bewiesen werden kann. Immerhin scheint es sehr wohl möglich, dass ein älterer Glockenturm durch Feuer teilweise zerstört und danach wieder aufgebaut wurde. Diese Vermutung wird auch durch die zusätzliche Beobachtung gestützt, dass die Mauern der älteren Bauphase im Turminnern brandgeschwärzt erscheinen — wohl von herabstürzendem Brandschutt aus den oberen, beim Brand zerstörten Stockwerken, denn die in diese Mauern eingelassenen Balken sind nicht verkohlt. Man mag dagegen einwenden, dass im dazugehörigen Kirchenschiff keinerlei Brandschichten festgestellt werden konnten. Tatsächlich sind jedoch Fälle von Turmbränden bekannt, ohne dass auch das Kirchenschiff durch den Brand in direkte Mitleidenschaft gezogen worden wäre ¹²⁴.

¹²¹ Als erschwerender Umstand für eine genauere Bestimmung dieses Wandmalereifragmentes ist anzumerken, dass es zur Zeit der Abfassung des vorliegenden Artikels weder gereinigt noch restauriert war.

¹²² Vgl. *HBL* IV, S. 667.

¹²³ Vgl. CARLEN, *Inventar*, S. 160.

¹²⁴ So beispielsweise bei zwei Brandfällen der Türme am Grossmünster in Zürich; vgl. D. GUTSCHER, *Das Grossmünster in Zürich* (Beiträge zur Kunstgeschichte der Schweiz 5), Bern 1983, S. 163 (für das Jahr 1576) und S. 165 (für das Jahr 1646, als das Kirchenschiffdach zwar durch Wassereinwirkung bei der Brandlöschung, offenbar aber nicht durch den Brand selber beschädigt wurde). — In Zürich hat man später, ähnlich wie im 16. Jahrhundert in Leuk, zur Verhütung weiterer Brandfälle steinerne Turmhelme gebaut; *ibid.*, S. 169ff.

In Leuk stellt sich die Frage, ob dieser mögliche Turmbrand mit dem *Stadtbrand von 1296* in Zusammenhang stehe. Es ist jedenfalls bemerkenswert, dass die festgestellten Brandspuren bzw. -schichten aufgrund der oben dargestellten stratigraphischen Befunde einer frühen Zeit seit dem Bestehen des Turmes angehören, jedenfalls in die Zeit vor der Errichtung der spätgotischen Anlage VIII. Wenn die Annahme zutrifft, dass der Turm anlässlich des Stadtbrandes von 1296 teilweise zerstört wurde, ist die Vermutung naheliegend, dass die obersten vier Geschosse um 1300 entstanden sind.

Totengruft und Michaelskapelle

Im Nordosten des Kirchenschiffes ist nachträglich ein Raum von knapp 4×5 m lichter Weite als Anbau zu Anlage VII entstanden. Dieser Raum war mit einem *Klostergewölbe* überdeckt, welches in der Technik des falschen Gewölbes gefertigt war und von dem sich die Ansätze erhalten haben. Das *Bodenniveau* muss rund 1 m tiefer gelegen haben als das Niveau des Schiffes von Anlage VII. Nachgewiesen werden konnte nur das *Bauniveau* dieses Nebenraumes, das tiefer lag als UK der Mauerfundamente, was sich daraus erklärt, dass die Mauern gegen das anstehende Terrain von innen frei aufgeführt worden sind. Dies konnte an der teilweise gestörten Westmauer beobachtet werden und dürfte in dieser Weise auch für die Nordmauer zutreffen sowie für den westlichen Teil der Südmauer, der sich an die Nordostecke von Anlage VII anlehnte. Im freistehenden Teil der Südmauer waren der Eingang zu diesem Nebenraum sowie ein Fenster angelegt, deren Gewände in Tuff gefertigt waren. Der hinter der Apsis ins Freie führende Zugang war auf der Aussenseite nur gerade 45 cm breit; gegen das Rauminnere öffnete er sich auf die doppelte Breite. Der ursprüngliche Türsturz oder eher Türbogen ist verloren; er ist zur Zeit der Errichtung der spätgotischen Anlage, als mit dem nördlichen Chorfundament dieser Eingang zugesetzt wurde, durch einen tiefer liegenden Sturz ersetzt und das Gewölbe entsprechend ergänzt worden. Das zwischen diesem Eingang und der nördlichen Chorschulter der Kirche liegende Fenster zeigt eine gegen das Rauminnere abfallende Sohlbank sowie Laibungen, die sich gegen aussen stark verengen, um sich nach einem kurzen, geraden Stück wieder zu erweitern.

Es waren an diesem Nebenraum *zwei verschiedene Mörtel* festzustellen, die allerdings nicht für zwei verschiedene Bauphasen stehen. Die Mauern sind mit einem weisslichen, harten und porösen Mörtel aufgeführt worden, der eine Körnung von 1—5 mm (gelegentlich bis 15 mm) aufwies. Für die Konstruktion des Gewölbes wurde ein hellgrauer Mörtel verwendet, welcher in seiner Granulation dem ersten sehr ähnlich ist. Der Raum war im Innern verputzt; der ursprüngliche, stark kalkhaltige, etwas rauhe *Wandputz* hat sich an der Südmauer stellenweise erhalten. Die übrigen Wände, besonders die Nord- und Westmauer, die wegen des aussen anstehenden Terrains ziemlich feucht waren, zeigten mehrere Verputzschichten. Ein Aussenverputz konnte im Bereich des Fensters an der Südseite beobachtet werden. Dieses Fenster ist nachträglich zugemauert worden; über die Zumauerung verlief ein weisser Wandverputz, welcher sich auch über die Aussenfront der nördlichen Chorschulter von Anlage VII bzw. VIIA zog. Dieser Befund ist dahingehend zu interpretieren, dass das

Fenster dieses Nebenraumes noch zur Zeit des Bestehens von Anlage VIIA zugesetzt worden ist.

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass sich die Nordmauer dieses Nebenraumes nach Westen bis auf die Höhe der Schiffwestmauer fortgesetzt hat und dort gegen Norden abwinkelte. Diese westliche Fortsetzung ist anschliessend an die Westmauer des Nebenraumes auf einer Länge von etwa 5 m im Verlauf der Nordmauer der spätgotischen Anlage zu verfolgen. Die heutige Kirche hat diesen Nebenraum integriert; ihre Nordmauer zeigt im östlichen Teil einen leichten Knick, was aus einer teilweisen Übernahme der erwähnten, wohl zur Terrassierung angelegten Mauer resultieren dürfte. Leider fehlen hier Untersuchungen am aufgehenden Mauerwerk. Im westlichen Teil des aktuellen Nordseitenschiffes konnte die Grube der *Terrassierungsmauer* sowie das Fundament der Mauerecke gefasst werden. Ungeklärt bleibt die Frage, ob der zwischen Kirchenschiff VIIA und der Terrassierungsmauer entstandene Korridor überdacht oder offen war.

In diesem Nebenraum wurden drei Gräber freigelegt. Grab 32 lag ungefähr im Zentrum des Raumes, es ist gegenüber diesem leicht desaxiert. Es handelt sich dabei um ein gemauertes Grab, für dessen Nordwand ein aus sechs Tuffsteinen bestehendes Tüргewände wiederverwendet wurde. Das Grab war durch eine Heizröhre gestört, es wurden deshalb keine Bestattungen *in situ* angetroffen, lediglich zerstreute Knochen eines erwachsenen Individuums. Der Grabboden bestand aus gestampfter Erde, auf der gelegentlich etwas Mörtel verstrichen war.

Südöstlich daran anschliessend lag Grab 33, ebenfalls ein gemauertes Grab. Hier wurde eine Bestattung in Seitenlage festgestellt, darunter die Reste einer älteren Belegung, die ebenfalls in Seitenlage gebettet worden war, wie das *in situ* beobachtete rechte Bein nahelegte. Während diese ältere Bestattung auf die rechte Seite gebettet wurde, lag die jüngere auf der linken.

In der Nordostecke des Raumes war ein drittes gemauertes Grab, G 34, angelegt worden. Der geschwungene Verlauf der Grabsüdmauer sowie die angewinkelte Lage des darin angetroffenen Skelettes erklären sich aus einem von Norden in das Grab hineinragenden, im gewachsenen Boden anstehenden Stein. Bei der festgestellten Bestattung scheint es sich nicht um die ursprüngliche Belegung von Grab 34 zu handeln. Dies geht daraus hervor, dass die bei diesem Grab erhaltenen Deckplatten mit einem sekundären Mörtel verlegt angetroffen wurden. Ferner ist unmittelbar westlich dieses Grabes ein Knochendepot angelegt worden, welches Gebeine von mindestens fünf Individuen barg. Die zuoberst liegenden Skelettreste waren stellenweise in den gleichen Mörtel eingebunden, mit dem die Deckplatten von Grab 34 zuletzt verlegt worden sind. Westlich von Grab 32 ist wohl erst in jüngerer Zeit eine Grube von etwa zwei Kubikmetern Inhalt angelegt worden, die mit Knochenmaterial, durchmischt mit dunkelbrauner Friedhoferde, angefüllt war.

Diese *Totengruft* ist wie erwähnt in den spätgotischen Bau integriert worden, dessen Nordwand im östlichen Teil sowie die Ostmauer des nördlichen Seitenschiffes auf den Mauern der Gruft stehen. Die Fundamente der nördlichen Chormauer wurden unmittelbar südlich der Gruft angelegt und damit der Eingang zur Gruft zugesetzt. Wie der Zugang danach eingerichtet wurde, konnte nicht ermittelt werden. Er muss entweder im Bereich der Störung in der Gruftwestmauer oder durch das Gewölbe von oben angelegt gewesen sein, wie dies spätestens seit der Errichtung der Sakristei im Jahre 1863 der Fall war.

Zur Zeit der spätgotischen Anlage hat über der ins nördliche Seitenschiff einbezogenen Gruft eine *Michaelskapelle* bestanden¹²⁵. Aufgrund der Resultate der Bauuntersuchungen von N. CAVIEZEL darf davon ausgegangen werden, dass bereits zuvor über der Totengruft eine offenbar kreuzgratgewölbte Michaelskapelle bestanden hat¹²⁶. 1415 wird jedenfalls ein der Leuker Pfarrkirche zugehöriger Michaelsaltar erwähnt. Es ist jedoch anzunehmen, dass der Bestattungsraum sowie die darüberliegende Kapelle gleichzeitig angelegt wurden. Ausser dem Fehlen widersprechender Befunde kann als positives Argument die sehr ähnliche Gestaltung der Fenster in der Gruftsüdmauer sowie in der Ostmauer der Kapelle angeführt werden¹²⁷.

Die erhöhte Lage der Kapelle sowie deren Verbindung mit der Gruft und dem nördlich angrenzenden Friedhof ist typisch für Michaelsheiligtümer, wie ja dieses vom Schiff der Kirche deutlich abgesetzte Gebäude durchaus das Aussehen eines turmartigen Schreines gehabt haben muss (vgl. Abb. 10). Beim Bestattungsraum unter der Michaelskapelle dürfte es sich um die Familiengruft eines Notabeln der Stadt gehandelt haben, der möglicherweise auch als Stifter der Michaelskapelle aufgetreten ist. Man spricht in Leuk gelegentlich von der *Magerangruft*, und tatsächlich ist der Walliser Landeshauptmann von 1631 bis 1638, Michael Mageran, als Stifter eines neuen Altares überliefert, nachdem zuvor das Patronat für den Michaelsaltar andern Familien übertragen war¹²⁸. Doch wer Stifter und Erbauer von Gruft und Kapelle war, das entzieht sich unserer Kenntnis.

Dieser nordöstliche Anbau der Anlage VIIA dürfte zusammen mit der Terrassierungsmauer Ende des 13. Jhs. oder in der ersten Hälfte des 14. Jhs. entstanden sein. Diese Annahme gewinnt man hauptsächlich aus der Gestaltung der Fenster. Mag die hohe, schlanke Rundbogenöffnung in der Ostwand der Michaelskapelle¹²⁹ allenfalls eine ältere Datierung nahelegen, so scheint die formale Gestaltung besonders der Gewände sowie der Fensterbank eher auf eine Entstehung im 14. Jh. hinzudeuten. Desgleichen dürfte auch die eher schwerfällige Konstruktion des Gruftgewölbes auf eine Zeit nach dem 13. Jh. verweisen. Legen somit die *baulichen Elemente* eher eine Entstehung von Gruft und Kapelle in der ersten Hälfte des 14. Jhs. nahe, so ist dagegen ein Argument in Betracht zu ziehen, welches auf eine weiter zurückreichende Datierung hinweist: Gemeint ist die 1982 im Beinhaus von St. Stephan aufgefundene *Statue des hl. Michael* aus dem ausgehenden 13. Jh.¹³⁰, die man wohl mit der Michaelskapelle in Verbindung zu bringen hat.

Die im Bestattungsraum entdeckten Gräber sind nicht zur Zeit der Entstehungszeit der Gruft angelegt worden. Stratigraphische Belege fehlen, doch die wenig sorgfältige Machart dieser Gräber, ihre Abweichung von der Raumachse, die Wiederverwendung eines spätmittelalterlichen Türgewändes — all diese Beobachtungen stimmen nicht überein mit der recht sorgfältigen Anlage der

¹²⁵ SCHALLER/SALZMANN, *Stephanskirche*, S. 10.

¹²⁶ CAVIEZEL, *Untersuchungen*.

¹²⁷ Vgl. Abb. 9 und CAVIEZEL, *Untersuchungen*, Abb. 7b.

¹²⁸ SCHALLER/SALZMANN, *Stephanskirche*, S. 10f.

¹²⁹ Vgl. CAVIEZEL, *Untersuchungen*, Abb. 7a.

¹³⁰ RUPPEN, *Skulpturenfund*, S. 243ff.

Gruft. Vielleicht liegen hier im 17. Jh. bestattete Angehörige der Familie Mageran, und es hätte sich deshalb die Verbindung ihres Namens mit dem Grabraum erhalten.

Der wohl im Laufe des 12. Jhs. entstandenen Anlage VII ist möglicherweise in der ersten Hälfte des 13. Jhs. ein erster Turmbau angegliedert worden. Vielleicht wurde dieser beim Stadtbrand von 1296 teilweise zerstört und anschliessend neu aufgebaut. Es ist nicht ausgeschlossen, dass der an der Turmwestwand angelehnte Marienaltar anlässlich dieses Um- bzw. Neubaus des Turmes errichtet wurde. Vielleicht ist damals auch die Adelsgruft mit der Michaelskapelle entstanden.

Wo befanden sich die übrigen Altäre, welche für die Zeit des Bestehens von Anlage VIIA überliefert sind? War der vor den Chorschranken situierte Volksaltar hier in Leuk nicht wie vielfach dem hl. Kreuz geweiht, sondern dem hl. Niklaus und mithin 1254 entstanden? Ein Indiz dafür könnte neben dem Fehlen jeglicher Überlieferungen zu einem Heiligkreuz-Patrozinium der weiter oben beschriebene Prozess der allmählichen Verdrängung des Niklauspatroziniums sein, der vielleicht mit der Standortverdrängung des Altares zusammenging; denn für die spätgotische Kirche konnte kein Volksaltar nachgewiesen werden, jedenfalls nicht mehr an der bisherigen Stelle. Ein Nebenaltar (hl. Katharina?) hat möglicherweise vor der nördlichen Chorschulter der Kirche gestanden; archäologisch konnte er allerdings nicht nachgewiesen werden. Ein weiterer Altar (hl. Mauritius?) befand sich im Turm, seine Substruktionen konnten im Zusammenhang mit dem dritten Mörtelboden gefasst werden. Es ist jedoch anzunehmen, dass seit der Entstehung des Turmes an dieser Stelle ein Altar gestanden hat, denn eine offensichtlich zu einem Altar gehörige kleine Wandnische ist Bestandteil der originalen Wandkonstruktion. Ausserdem ist darauf hinzuweisen, dass von den insgesamt 26 Bildwerken, die 1982 im Beinhaus von St. Stephan aufgefunden wurden, 18–20 zur Zeit von Anlage VIIA entstanden sind¹³¹, wobei freilich nicht ausgeschlossen werden kann, dass einzelne Skulpturen auch von der ehemaligen St. Peterskirche in Leuk stammen. Immerhin lassen sich eine Reihe von ikonographischen Bezügen dieser Statuen zu den oben genannten Altarpatrozinien herstellen, auf die im einzelnen einzugehen hier allerdings nicht der Ort ist.

Anlage VIII: Dreischiffige Basilika mit polygonalem Chor (Abb. 29)

Die heute bestehende Stephanskirche, die Anlage VIII in der Abfolge der Bauten, ist eine dreischiffige Basilika mit polygonalem Chor im Stile der späten Gotik¹³². Der mit Anlage VIIA entstandene Glockenturm sowie die Michaelskapelle mit der Totengruft sind in die Anlage VIII integriert worden, wobei die Kapelle im nördlichen Seitenschiff aufging, während die Gruft möglicherweise bis ins 19. Jh. bestand, spätestens jedoch 1863 beim Bau einer inzwischen wieder

¹³¹ RUPPEN, *Skulpturenfund*, *passim*, besonders S. 261f.

¹³² Zur Analyse sowie Datierung dieses Baus siehe CAVIEZEL, *Untersuchungen*.

abgerissenen Sakristei an dieser Stelle, teilweise zerstört wurde. Der Glockenturm dagegen hat sich mit einigen Modifikationen, besonders im Dachaufbau, bis heute erhalten.

Die archäologischen Bodenuntersuchungen brachten eine Reihe von Befunden bezüglich der ursprünglichen Fussbodenniveaus sowie der Ausstattung der Kirche mit liturgischem Mobiliar zutage (Abb. 29). Die für die Baugeschichte der aktuellen Anlage vielleicht wichtigsten Befunde beziehen sich auf das im südlichen Teil der Kirche unter dem Schiffsniveau angelegte Beinhaus. Zum einen hat die Grabung wiederum die vollen Ausmasse dieses Ossuarius zutage gebracht¹³³, zum andern liess sich nachweisen, dass dieses Beinhaus nachträglich zur aktuellen Kirche, jedenfalls nachträglich zum Bau des Südseitenschiffes, angelegt worden ist. Die Ost- sowie die Westmauer des Ossuarius stehen nämlich nicht im Verband mit den Fundamenten der Südmauer der Kirche, sondern sind diesen später angebaut worden. Man wird davon ausgehen müssen, dass die Stiftung eines *Allerseelenaltars* für das Beinhaus im Jahre 1506 in Verbindung mit der Errichtung des Beinhauses steht¹³⁴.

Der *Fussboden* der spätgotischen Anlage bestand aus Platten der blauen Kalkfluh von unregelmässiger, meist länglicher Form und verschiedener Grösse. Die Bodenplatten waren ursprünglich in Kalkmörtel verlegt. Bei den freistehenden Pfeilern im Norden konnte beobachtet werden, dass die Bodenplatten zwischen dem Fundament und den Basen des Säulenbündels eingelassen waren. Der spätgotische Boden im Schiff stieg von Westen nach Osten und von Süden nach Norden an und lag auf einem Niveau zwischen 749.77 (beim westlichen Wandpfeiler im Süden) und 750.12 (beim dritten Pfeiler im Norden).

Der westliche Teil des *Chores* war ursprünglich um vier Stufen, der östliche Teil zusätzlich um eine weitere Stufe, gegenüber dem Schiff erhöht; die Niveaus lagen hier auf 750.77 im Westen und auf 750.90—751.01 im Osten. Der Ausgang zum Chor befand sich im Bereich des vierten (Wand-)Pfeilerpaares und war in der Form von zwei getrennten, seitlichen Treppenanlagen gestaltet. Dazwischen erstreckte sich eine breite Nische, wo die Vorchorzone an das Chorpodium stiess, in deren Zentrum ein grosser *Altar* stand. Der ursprüngliche *Hochaltar* muss sich in dem um eine weitere Stufe erhöhten östlichen Teil des Chores befunden haben. Es haben sich keinerlei Reste davon erhalten; der angetroffene Altarstipes mitsamt den Substruktionen stammte aus dem 19. Jh.

Ein *Nebenaltar* konnte in der Südostecke des südlichen Seitenschiffes nachgewiesen werden. Aufgrund der darüber an der Turmwestwand entdeckten Wandmalereien wird man annehmen müssen, dass er der *hl. Katharina* geweiht war und offenbar in der Nachfolge des zur Zeit der Anlage VIIA erwähnten Katharinenaltars stand. Anhand von Mörtelnegativen an der Turmwand konnte festgestellt werden, dass der Standort dieses Altares zu einem späteren Zeitpunkt — wahrscheinlich erst im 19. Jh. oder frühen 20. Jh. — etwa um 0.70 m gegen Norden verschoben wurde. Dies bedingte die Aufgabe des ursprünglichen Turm-

¹³³ Zu den Vorkenntnissen vgl. RUPPEN, *Skulpturenfund*, S. 241.

¹³⁴ Vgl. *ibid.*, S. 241, Anm. 2. — Diese Altarstiftung bedeutet nicht unbedingt, dass das Beinhaus zu diesem Zeitpunkt bereits bestand, sicher war dessen Errichtung damals jedoch vorgesehen.

einganges, welcher soweit möglich gegen die Nordwestecke des Turmes gerückt wurde.

Westlich des dritten nördlichen Pfeilers wurde das Fundament eines weiteren Nebenaltars freigelegt. Hier soll sich bis zur Renovation der Kirche im Jahre 1863 der *Marienaltar* befunden haben¹³⁵. Südlich desselben Pfeilers konnte eine durch jüngere Grabbauten gestörte Mauerzunge gefasst werden, die nicht mit Sicherheit gedeutet werden konnte. Vielleicht ist sie mit der für Anlage IV nachgewiesenen und für Anlage VII bzw. VIIA vermuteten Grenze zwischen Schiff und Chor in Verbindung zu bringen und in diesem Fall als Altarfundament vor der Trennlinie zwischen Laienraum und Vorchorzone zu interpretieren. Dies würde bedeuten, dass sich diese Grenze zwischen Schiff und Chor über vier Kirchenbauten hinweg tradiert hat. Dem ist allerdings die Beobachtung entgegenzuhalten, dass diese Trennlinie jedenfalls seit der Mitte des 19. Jhs. rund 2.50 m östlich davon gelegen hat.

«Domherr Allet liess 1863 die gegenwärtige geräumige Sakristei [1982 abgerissen] ausmauern. Dieser Teil gehörte vorher der Kirche und war mit einem Gitter umgeben, so dass eine Art Seitenkapelle entstand. An der Ostmauer dieser Kapelle stand der St. Michaelsaltar; ausserhalb des Gitters, aber daran angelehnt, der Dreifaltigkeitsaltar.» So beschreibt Dekan Joseph Schaller in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts die Situation im östlichen Teil des Nordseitenschiffes¹³⁶. Vom Michaelsaltar war im Zusammenhang mit der Gruft die Rede. Westlich der Gruftwestmauer haben sich Reste der wohl zum erwähnten *Dreifaltigkeitsaltar* gehörenden Fundamente erhalten. An der Nordwand der Kirche konnte zudem eine nach Süden verlaufende Verputzbraue beobachtet werden. Diese war im Verband mit einem geglätteten Verputz der Nordwand als Träger einer weissen Fugenmalerei, die zur ältesten Wandmalereischicht der spätgotischen Kirche gehört. Steht diese Verputzbraue im Zusammenhang mit dem Dreifaltigkeitsaltar, was allerdings nicht sicher nachgewiesen werden konnte, so dürfte dies bedeuten, dass dieser Altar zur ursprünglichen Ausstattung von Anlage VIII gehörte.

Im Bereich der westlichsten Wandvorlage im Nordseitenschiff wurde eine von dem an dieser Stelle auffallend breiten Fundamentvorsprung der Nordwand ausgehende, rund 0.75 m lange Mauerzunge freigelegt. Es ist anzunehmen, dass es sich dabei ebenfalls um das Fundament eines Nebenaltars handelt. Diese Vermutung stützt sich auf die Beobachtung, dass die beiden, gegenüber dem Nordseitenschiff desaxierten Gräber 48 und 49 in ihrer Orientierung darauf Bezug zu nehmen scheinen.

Südöstlich des zweiten nördlichen Pfeilers der Kirche war ein runder, recht massiver Fundamentblock festgestellt worden. Dieser war mit dem gleichen Mörtel wie das Pfeilerfundament angelegt, welches im Südosten zudem abgesschrägt, offenbar bereits bei der Errichtung mit dieser im Bauablauf sekundären Anfügung rechnete. Es dürfte sich dabei wohl um das Fundament der ursprünglichen *Kanzel* handeln. Zieht man in Betracht, dass dieser Unterbau sehr stabil angelegt war, wird man sich fragen müssen, ob dieser vielleicht für eine Steinkanzel vorgesehen war.

¹³⁵ SCHALLER/SALZMANN, *Stephanskirche*, S. 10.

¹³⁶ SCHALLER/SALZMANN, *Stephanskirche*, S. 10.

Ein ähnlich rundes Fundament ist schliesslich auch westlich des ersten nördlichen Pfeilers freigelegt worden. Hier dürfte einstmal ein *Taufstein* gestanden haben, zumal das Fundament einen Wasserablauf aufwies. Für ein Weihwasserbecken, woran angesichts der Nähe zum Eingang der Kirche zu denken wäre, scheint die Fundierung allzu massiv.

Der in Abb. 29 integrierte Gräberplan gibt aus darstellerischen Gründen lediglich gemauerte Gräber wieder. Erdbestattungen, zumeist in Holzsärgen, waren in Anlage VIII sehr zahlreich und oft in zwei, manchmal sogar in drei Schichten übereinander angelegt worden. Grab 26 im Chor ist münzdatiert — es dürfte zwischen 1722 und 1734 angelegt worden sein — und zeigt, dass jedenfalls bis in die erste Hälfte des 18. Jhs. im Innern der Kirche bestattet worden ist. Auffallend, wenn auch nicht ungewöhnlich, ist der vielfache Bezug von Bestattungen auf Altäre, wobei es sich hier durchwegs um Bestattungen in gemauerten Gräbern handelt. Desgleichen sind in der Gruft unter der Michaelskapelle nur Bestattungen in gemauerten Gräbern angetroffen worden mit Ausnahme der beiden Knochendepots, wovon das grössere wahrscheinlich sehr jung ist und wohl erst nach Aufgabe der Gruft angelegt wurde.

Kleinfunde

Bezogen auf die Grösse der Ausgrabungsfläche von rund 600 m² in der Kirche St. Stephan ist die quantitative Ausbeute an Fundobjekten bescheiden. Der Fundkatalog der Grabung, welcher allerdings die Fundkomplexe zusammenstellt, umfasst nur gerade 42 Nummern. Dennoch gestattet es der für die vorliegende Arbeit gegebene Umfang nicht, sämtliche Objekte einzeln vorzustellen, weshalb wir uns auf die Darstellung der für die Grabungsbefunde wichtigsten Objekte beschränken müssen.

*Römische Keramik*¹³⁷

Der für die Grabung aussagekräftigste Fundkomplex römischer Keramik (LE 24) wurde aus dem zu Anlage II gehörigen Ascheschichtpaket (Nr. 4 in Abb. 22) geborgen:

- 3 *Wandscherben* von Bechern mit Tonüberzug; 150—250 n. Chr., allenfalls 4. Jh.
- *Randscherben* wahrscheinlich einer bauchigen Schale mit Ausguss, welche die Form Dr.37 imitiert; 2. Hälfte 2. Jh. oder 3. Jh.
- *Randscherben* einer Terra-Sigillata-Schale *nordafrikanischer Herkunft*, wahrscheinlich Form 50 nach Hayes; wohl 3. Jh.¹³⁸

¹³⁷ Die Bestimmung der römischen Keramik sowie der Lavezfragmente wurde von den Herren François Wiblè, Martigny, und Prof. Daniel Paunier, Genf, vorgenommen, denen an dieser Stelle herzlich dafür gedankt sei.

¹³⁸ Vgl. G. KAENEL, «Céramique romaine d'Afrique en Suisse occidentale», in: *AS* 4 (1981), S. 22—28. — Das Profil des Leuker Scherbens entspricht demjenigen einer in Aventicum gefundenen Schale gleicher Provenienz; *ibid.*, Fig. 4,3.

Unter dem erwähnten Ascheschichtpaket wurde ein *Randscherben* eines *Doliums* (LE 33—1) ohne bekannte Parallelen gefunden, welches möglicherweise aus dem 3. oder 4. Jh. stammt. Zwei weitere Scherben (LE 15—2 und LE 16—1) wahrscheinlich desselben Gefässes wurden aus einem frühmittelalterlichen bzw. einem neuzeitlichen Schichtzusammenhang geborgen.

Aus der Erdschicht unter der Feuerstelle (Nr. 1 in Abb. 22) konnten in einem Sondierschnitt 4 wahrscheinlich römische Gefässscherben (LE 32) gefasst werden, von denen allerdings nur einer näher bestimmbar ist:

— *Randscherben*, handgemacht, d. h. ohne Drehscheibe gefertigt, einheimische Produktion; frühe Kaiserzeit: 1. oder 2. Jh. Dieser Scherben dürfte uns eine Vorstellung für die Datierung jener Anlage geben, die nurmehr mit dem Abbruchmaterial in der Mauergrube zu Anlage I fassbar war (vgl. Nr. 2a in Abb. 22).

Zwischen den zur Feuerstelle von Anlage II gehörenden Bodenplatten wurde, in Ascheablagerungen eingebettet, ein *Randscherben* gefunden, welcher möglicherweise zu einem *Dreibeingefäss*, einem Kochtopf also, gehörte und wahrscheinlich ins 3./4. Jh. zu datieren ist.

Aus nachrömischen Schichten ist eine Reihe weiterer Scherben römischer Keramik geborgen worden, die alle in die Zeit des 2. oder 3. Jhs. gehören, darunter:

— *Randscherben* einer *Reibschale* (LE 11—1); 150—200 n. Chr.

— *Boden-/Wandscherben* einer weiteren *Reibschale* (LE 38—1); 150—250 n. Chr.

— *Wandscherben* einer Schale der Form Dr.37 aus Zentralgallien (LE 35—1); 2. Hälfte 2. Jh.

Das Fundmaterial an römischer Keramik bietet mit Ausnahme des Komplexes LE 32, welcher wohl mit der erwähnten, strukturell nicht fassbaren frühesten Anlage am Platz in Verbindung zu bringen ist, ein recht homogenes Bild. Die stratigraphisch der Anlage II zuzuordnenden Scherben datieren ins späte 2. oder 3. Jh., vielleicht auch noch ins 4. Jh. Der unter dem Ascheschichtpaket geborgene Doliumscherben (LE 33—1) legt dabei eine Datierung eher im jüngeren Bereich des angegebenen Zeitraumes nahe, so dass man vermuten möchte, Anlage II sei im 3. Jh. gebaut worden und habe bis ins 4. Jh. hinein Bestand gehabt. Die Fragmente einer Schale Dr.37 sowie einer Reibschale aus der 2. Hälfte des 2. Jhs. geben uns vielleicht einen Hinweis auf die Entstehung von Anlage I.

Lavez

Das einzige, aus stratigraphisch bestimmbarem Fundzusammenhang geborgene Lavezfragment (LE 22—1) stammt ebenfalls aus dem mehrfach erwähnten Ascheschichtpaket (Anlage II):

— *Deckelfragment* eines kleinen *Lavezgefässes* (Durchmesser ca. 13 cm), gedreht; römisch (nicht näher bestimmbar)¹⁹⁹.

¹⁹⁹ Dieses Fragment ist am ehesten mit einem in Martigny gefundenen, jedoch grösseren Lavezdeckel vergleichbar; vgl. D. PAUNIER, «La pierre ollaire en Valais», in: *AS* 6 (1983), S. 161—170; fig. 14,3.

Die übrigen Lavezfragmente, die bei der Grabung gefunden wurden, sind nachrömisch:

- 4 sich ergänzende Scherben (LE 12) eines zylinderförmigen Laveztopfes mit Ohrhenkeln (H. 29 cm, Durchmesser ca. 23 cm), handgearbeitet; frühmittelalterlich¹⁴⁰?
- Boden-/Wandscherben (LE 39—1) eines ähnlichen, jedoch engeren Gefässes, handgearbeitet; frühmittelalterlich?
- Randscherben (LE 37—1) eines Gefässes (Durchmesser ca. 10 cm) mit 2,7 cm breitem Randwulst (Weihwassergefäß?), handgearbeitet, stellenweise nachgedreht und im Innern geglättet; mittelalterlich?

Scheibenfibel

Das vielleicht überraschendste Fundobjekt der Grabung, dessen Bedeutung erst nach der Reinigung erkannt wurde, ist eine *Emailscheibenfibel* (LE 18—1) von 3,5 cm Durchmesser. Sie wurde neben Grab 25 bzw. 25A (vgl. Abb. 25) in der Auffüllung der mit Bau VI angelegten Apsis gefunden, und zwar zwischen Grab und Apsisfundament. Die Gewandschliesse dürfte in Verbindung mit den an gleicher Stelle sowie im nämlichen Schichtzusammenhang geborgenen Skelettresten eines erwachsenen Individuums zu bringen sein und wahrscheinlich aus Grab 25A stammen, welches beim Bau der Apsis ausgeräumt und abgetragen worden ist.

Es handelt sich bei diesem Fundobjekt um eine vergoldete Fibel aus Bronzeblech mit einem emailverzierten Buckel. Auf dem Scheibenrand lässt sich die Darstellung eines Kreuzes erkennen. Dieses ist durch halbrunde, punzierte und mit geritztem Rand umfasste Flächen eingegrenzt. Auf dem Zierbuckel sind Ritzzeichnungen unbestimmbarer Darstellung festzustellen sowie blaue und rote Reste von Glasfluss.

Eine dem Leuker Fund unmittelbar verwandte Fibel ist uns nicht bekannt. Die Art der Kreuzdarstellung auf dem Scheibenrand ist am ehesten mit den Fibeln des Typus *Frauenhofen* verwandt¹⁴¹. Was den Zierbuckel anbelangt, so stehen dem Exemplar von Leuk etwas grössere Fibeln italienischer Provenienz am nächsten¹⁴². GIESLER sieht diese beiden Fibeltypen als Bestandteil einer grösseren Gruppe, welche im östlichen Norditalien sowie in Mitteleuropa mit Schwerpunkt Ostalpenraum Verbreitung fand¹⁴³. Zu dieser Gruppe dürften auch einige wenige Fibeln gehören, die in der Schweiz gefunden worden sind: auf der *Hasenburg* bei *Ins*, auf der *Burg Oberwangen* in *Köniz*, in *Bösingen* und in *Sitten*¹⁴⁴, während die Fibel von *Ried/Mühleholzli* eher einen davon abweichenden Typus vertritt¹⁴⁵.

¹⁴⁰ Vergleichbar einem in Binn-Schmidigenhäusern gefundenen Laveztopf; vgl. *ibid.*, fig. 11,4.

¹⁴¹ Vgl. J. GIESLER, «Zu einer Gruppe mittelalterlicher Emailscheibenfibeln», in: *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* 6 (1978), 57—72, besonders Abb. 1.

¹⁴² GIESLER, *Emailscheibenfibeln*, Abb. 3.

¹⁴³ GIESLER, *Emailscheibenfibeln*, S. 66 und Abb. 2.

¹⁴⁴ H. SCHWAB, *Ried/Mühleholzli. Ein Gräberfeld mit frühmittelalterlichen und hallstattzeitlichen Bestattungen*, Bd. I (Freiburger Archäologie 1a), Fribourg 1983, S. 90.

¹⁴⁵ SCHWAB, *Ried/Mühleholzli*, S. 89f.

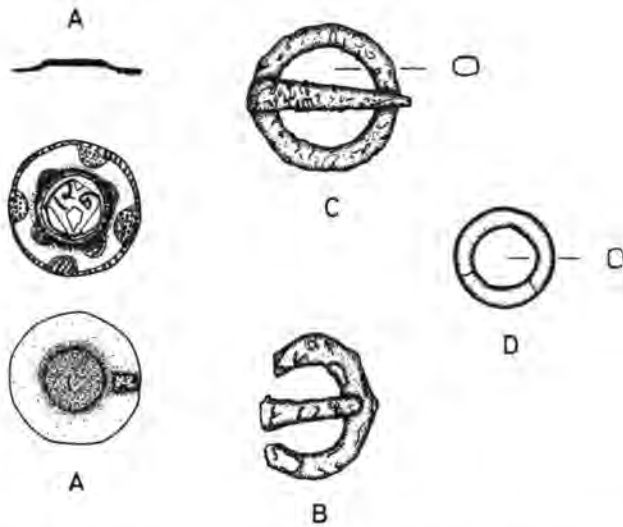


Abb. 11. — Grabung St. Stephan: A) Scheibenfibel (LE 18-1), B) Schnalle (LE 2-1), C) Schnalle (LE 7-1), D) Elfenbeinring (LE 4-1); Massstab 1:2.

Die Forschung unterscheidet bei der vorgegebenen Fibelgruppe hauptsächlich aufgrund von ostalpinem Fundgut zwei zeitlich verschiedene Fertigungstechniken¹⁴⁶. Bei der älteren handelt es sich um Blechfibeln mit Drahtverzierungen, bei der jüngeren um gegossene, teils emailverzierte Fibeln. Der Übergang von der älteren zur jüngeren Fertigungstechnik vollzog sich nach GIESLER im 10. Jh., wobei er einschränkt, dass dieser Zeitpunkt im Westen des karolingisch-ottonischen Reiches möglicherweise früher anzusetzen sei¹⁴⁷.

Die emailverzierte Bronzeblechfibel von Leuk stellt von der Fertigungstechnik her gesehen einen Übergangstypus dar und wäre demnach ins 9. oder 10. Jh. zu datieren. Zieht man hingegen den höchst wahrscheinlichen Fundzusammenhang mit den gleichzeitigen Gräbern 25 und 25A in Betracht sowie auch die typologische Verwandtschaft von Grab 25 mit Grab 12, so drängt sich als zeitlicher Ansatz das 8. Jh. auf. Wir glauben jedenfalls davon ausgehen zu können, dass die Gräber 25 und 25A, letzteres mit dem qualitätvollen Innenverputz, noch in karolingischer Zeit entstanden sind und möchten deshalb eine *Datierung* der Fibel ins 8. oder 9. Jh. vorschlagen. Dieser zeitliche Ansatz lässt sich im Vergleich mit der Sittener Scheibenfibel durchaus vertreten, welche im Fundzusammenhang mit einer Münze des 8. Jhs. geborgen worden ist¹⁴⁸.

Einer solchen Datierung scheint zunächst die Beobachtung zu widersprechen, dass in unseren Gegenden die Sitte, den Toten Beigaben ins Grab zu

¹⁴⁶ GIESLER, *Emailscheibenfibeln*, S. 67f.; hier auch die ältere Literatur.

¹⁴⁷ GIESLER, *Emailscheibenfibeln*, S. 67f.

¹⁴⁸ SCHWAB, *Ried/ Mühleholzli*, S. 90, Anm. 70; vgl. Abb. 168b.

legen, sowohl bei der germanischen als auch bei der gallo-römischen Bevölkerung gegen Ende des 7. Jhs. aufgegeben wurde¹⁴⁹. Dies trifft jedenfalls auf Beigaben im engeren Sinne wie Waffen und Reitutensilien zu. Trachtzubehör dagegen, etwa Fibeln und Schnallen, kann vereinzelt auch in jüngeren Gräbern auftreten.

Die vergoldete Emailscheibenfibeln von Leuk stellt ein wertvolles Importgut möglicherweise oberitalienischer Herkunft¹⁵⁰ dar und dürfte von einer sozial hochgestellten Persönlichkeit getragen worden sein.

Kasel

Im Bereich des Hauptes der ältesten, in Grab 12 freigelegten Bestattung konnte ein Klumpen aus Stoffresten, grün oxydierten Metallfäden, Erde, Kalk sowie Resten von Insekten geborgen werden. Eine Analyse der Textilfragmente ergab, dass es sich dabei um die Reste einer Kasel, also eines liturgischen Gewandes, handelte¹⁵¹, was insofern nicht erstaunte, als der Verstorbene durch die Beigabe eines Grabkelches als Priester ausgewiesen war.

Dieses Messgewand wurde aus einem ungewöhnlich feinen, heute rostbraunen, ursprünglich vielleicht beigen Seidenstoff mit Rautenkörper hergestellt. In der Mitte des Rückens sowie am Halsausschnitt war ein rotes Seidenband aufgenäht, welches mit vergoldeten Kupferfäden mit Seidenseele bestickt war. Dieses Zierband war möglicherweise mit Leinenfäden auf den Seidenstoff aufgenäht worden, die sich allerdings nicht erhalten haben. Beobachtet werden konnten einzig die Einstichlöcher dazu, wie überhaupt auffallend wenig Nähte an diesem Messgewand festzustellen waren. Die Stickerei mit den Metallfäden, die mit gelber Seide fixiert waren, zeigte einen Mittelstreifen aus 11 parallel angeordneten, doppelten Fäden, beidseitig begrenzt durch einen gezwirnten Faden. Links und rechts des Mittelstreifens war je eine mit einem einfachen Faden angelegte Blattranke zu beobachten, welche an der Aussenseite wiederum mit einem gezwirnten Faden begrenzt war.

Obwohl kein einziges der erhaltenen Fragmente unmittelbar an ein anderes anschliesst, war aufgrund ihrer Ausrichtung eine annähernde Rekonstruktion des Messgewandes möglich, wenngleich die äussere Form unbestimmt bleiben musste. Handelte es sich um eine Glockenkasel oder um eine geschweifte Form wie bei einer zeitlich vergleichbaren Kasel aus Sitten (FB 164)? Die sehr feine Kette des Stoffes deutet auf eine spanische Herkunft hin. Das Zierband mit den Stickereien, die — verglichen mit dem äusserst feinen Seidengewebe — eher einen provinziellen Eindruck machen, bildet auf dem Rücken des Messgewandes ein Kreuz mit kurzen Querarmen.

Diese Kasel ist ins 13. Jh. zu datieren. Sie war mit einem Leinenfutter, von dem sich nur geringe Reste erhalten haben, ausgeschlagen, was — für diese Zeit unüblich — wahrscheinlich durch den sehr feinen Stoff bedingt war. Die eher

¹⁴⁹ M. MARTIN, «Die alten Kastellstädte und die germanische Besiedlung», in: *UFAS* VI, S. 97—132, besonders S. 116f.

¹⁵⁰ Vgl. GIESLER, *Emailscheibenfibeln*, S. 71.

¹⁵¹ Die aufwendige Konservierung, Analyse und Restaurierung der Textilfragmente wurde von der Abegg-Stiftung Bern in Riggisberg vorgenommen. Der Leiterin der Textilabteilung, Frau Mechtild Flury-Lemberg, auf deren Gutachten wir uns im folgenden abstützen, sowie ihren Mitarbeiterinnen möchten wir dafür herzlich danken.

provinzielle Stickerei könnte darauf hindeuten, dass dieses Messgewand im Wallis selber, möglicherweise in Sitten, hergestellt wurde, während der Stoff und wahrscheinlich auch die Kupferfäden vielleicht via die Messeplätze in der Champagne ins Wallis gelangten.

Lederschuh

In der Turmkapelle sind in einem als Grab 24 bezeichneten Knochen depot neben zahlreichen kleineren Stücken drei grössere Lederfragmente geborgen worden, welche als Teile eines Schuhs gedeutet werden konnten¹⁵². Es muss sich dabei um einen Schuh mit auffällig langem Vorderfuss, jedoch relativ breiter Fersenpartie gehandelt haben, welcher mit wahrscheinlich über dem Rist geschnürten Spangen befestigt wurde. Die vermutete Länge der Sohle von höchstens 24 cm ergibt nach heutigen Normen eine Schuhgrösse 35 oder 36 und war wahrscheinlich für eine Dame bestimmt. Sohle und Schuhoberteil (Schaft) sind aus gespaltenem Rindsleder gefertigt worden, an der Fersenpartie des Schaftes durch ein Lederstück ergänzt, da das Material für den Zuschnitt eines ganzen Oberteils offenbar nicht ausreichte. Die Machart der gewendeten Nähte lässt erkennen, dass der Hersteller dieses Schuhs ein Könner seines Faches war, der zudem auch über Werkzeug verfügt haben muss, die einem Landschuster gewöhnlich nicht zu Gebote standen.

Dieser Schuh dürfte zur festlichen Bekleidung einer Dame gehobenen Bürgerstandes gehört haben. Seine Art der Fertigung sowie die Verwendung von Spangen legen den Schluss nahe, dass es sich bei diesem Schuh um ein Importstück aus Norditalien oder aus dem südlichen Frankreich gehandelt hat. Hergestellt wurde er in der Zeit zwischen 1570 und 1590.

Trachtzubehör und Schmuck

- *Schnalle* (LE 2—1; Abb. 11B), dreivierteloval, Form des Querschnittes unbestimmbar, gerader Steg fehlt, Durchmesser 3,7 cm; 13. Jh.¹⁵³ Dieses Objekt wurde in der Auffüllung des zu Anlage VII bzw. VIIA gehörigen Grabes 20 geborgen.
- *Schnalle* (LE 7—1; Abb. 11C), rund, flachovaler Querschnitt, Dorn konisch auslaufend, Durchmesser 3,8 cm; 11.—13. Jh.¹⁵⁴ Dieser Fund wurde in der Auffüllung von Grab 12 geborgen. Grab 12 ist mit Anlage IV angelegt, jedoch bis ins 18. Jh. hinein mehrfach belegt worden. Die Schnalle könnte zur ältesten, hier gefassten Bestattung gehört haben und wäre in diesem Fall ins 13. Jh. zu datieren.

¹⁵² Die recht aufwendige Konservierung der Lederfragmente sowie deren Analyse wurde vom Bally-Schuhmuseum, Schönenwerd, übernommen. Wir möchten dessen Leiter, Herrn P. Weber, sowie seinen Mitarbeitern unseren Dank dafür aussprechen.

¹⁵³ Vgl. M.-L. BOSCARDIN/W. MEYER, *Burgenforschung in Graubünden*, Olten und Freiburg/B 1977, E 187 (S. 187, Abb. 145), und J. EWALD/J. TAUBER, *Die Burgruine Scheidegg bei Gelterkinden* (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 2), Olten und Freiburg/B 1975, F 28 (S. 63, Abb. S. 100).

¹⁵⁴ Vgl. BOSCARDIN/MEYER, *Burgenforschung*, E 190 und E 191 (S. 108, Abb. S. 145).

- *Fingerring*, Elfenbein (LE 4—1; Abb. 11D), ovaler Querschnitt, Innendurchmesser 1,5 cm; mittelalterlich. Dieser Ring wurde in der beim Bau der Anlage VIII eingeschütteten Einfüllung des Kirchenschiffes gefunden.

Sarkophagdeckel

Im westlichsten Joch des Südseitenschiffes der heutigen Kirche ist in umgekehrter Lage ein Sarkophagdeckel bzw. die Deckplatte eines Steinkistengrabes sekundär als Bodenplatte eines nachmittelalterlichen Fussbodenniveaus verwendet worden. Die aus einem grau-grünlichen, gneisähnlichen Gestein bestehende Platte ist knapp 1.80 m lang, 0.75 m breit und durchschnittlich rund 15 cm stark. In ihre Oberfläche ist in einem leicht aus dem Zentrum verschobenen Kreis von 0.60 m Durchmesser ein Kreuz eingemeißelt worden, dessen Armen je ein Querbalken mit zurückspringenden Enden, ähnlich einer klassischen T-Darstellung, angefügt ist. Die eingehauenen Kerben von Kreuz und Kreis waren stellenweise mit einem hellen Mörtel ausgestrichen, allerdings wenig sorgfältig und möglicherweise nicht original.

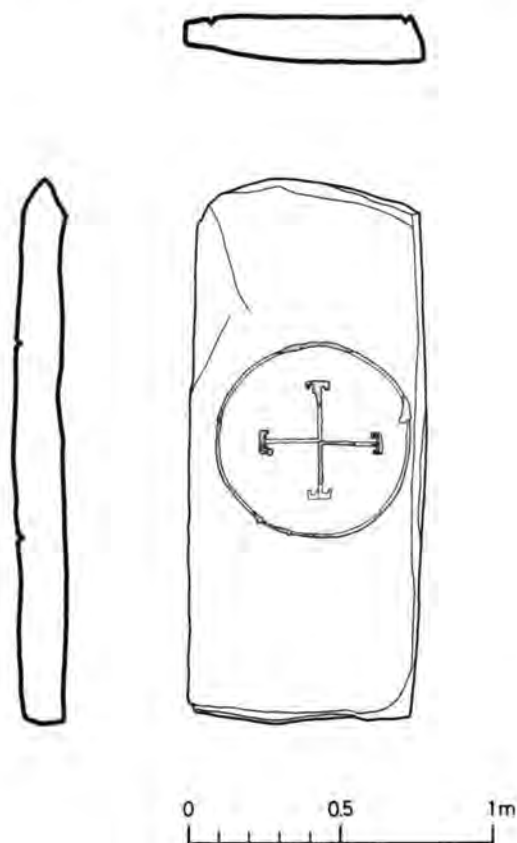


Abb. 12. — Grabung St. Stephan:
Sarkophagdeckel bzw.
Deckplatte eines Plattengrabes.

Die Art der Kreuzdarstellung ist eher ungewöhnlich. Kreuze mit Querbalken, deren Enden eingedreht sind, kennt man auf frühchristlichen Grabplatten und Sarkophagen, wie überhaupt das einem — ursprünglich als Siegeskranz verstandenen — Kreis eingeschriebene Kreuz ein beliebtes Motiv spätantiker und merowingischer Sarkophagplastik darstellt.

Das Krückenkreuz (gerader Balken an den Kreuzesenden, möglicherweise als vereinfachende Darstellung des Tropfenkreuzes) einem Kreis eingeschrieben findet sich mehrfach auf im Wallis geprägten merowingischen Münzen¹⁵⁵, ist jedoch auch als Motiv auf hochmittelalterlichen Münzen aus der Westschweiz bekannt. Als Beispiel dafür kann der nachfolgend beschriebene Denar des Bistums Lausanne aus dem 3. Viertel des 12. Jhs. angeführt werden. Das Krückenkreuz tritt aber auch in sepulchralem Zusammenhang auf wie beispielsweise beim Bursenreliquiar von *Schüpfheim* LU aus der ersten Hälfte des 12. Jhs.¹⁵⁶

Eine genaue Determinierung des Leuker Sarkophagdeckels scheint uns zur Zeit nicht möglich, da uns keine vergleichbaren Beispiele bekannt sind. Die bescheidene Art der Darstellung deutet entweder auf einen frühen Zeitpunkt der Herstellung oder auf eine provinzielle Ausfertigung hin. Datierungsvorschlag: 7.—11. Jh.

Chorabschränkung

Östlich der zu Anlage VI—VIIA gehörenden Apsis wurde in der mehrheitlich aus Abbruchmaterial bestehenden Auffüllung des spätgotischen Chores ein grösseres sowie mehrere kleinere Fragmente einer Chorabschränkung gefunden.

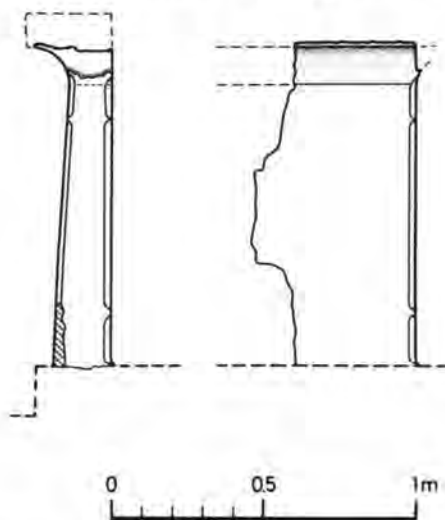


Abb. 13. — Grabung St. Stephan:
Fragment einer Chorabschränkung;
Profil- und Schiff(?)-Ansicht.

¹⁵⁵ H.-U. GEIGER, «Münzwesen, Wirtschaft und Handel», in: *UFAS* VI, Abb. 2,8 (Sittener Prägung). — M. J. E. D'ANGREVILLE, *Numismatique valaisanne, époque mérovingienne*, Genève 1861, Pl. 1,2 (Saint-Maurice). — ID., *Supplément à la numismatique...*, Genève 1865, Pl. 12,10 (Saint-Maurice).

¹⁵⁶ Vgl. H. HORAT, «Ein Bursenreliquiar aus dem Entlebuch», in: *ZAK* 39 (1982), S. 58—75.

Diese waren in einem rötlichen, stuckartigen Mörtel aufgemauert und somit Bestandteil der an Ort und Stelle gefertigten Architekturausstattung gewesen. Das in Abb. 13 wiedergegebene grosse Fragment erlaubt eine weitgehende Rekonstruktion des Aussehens dieser Abschrankung. Sie war leicht konisch: an der Basis rund 20 cm breit, verjüngte sie sich bis auf 14 cm und zeigte darüber auf der (Schiff-?)Seite eine Ausladung von etwa 25 cm Tiefe. Das erhaltene Fragment wies eine Höhe von gut 1 m auf; die ursprüngliche Höhe der Chorabschrankung dürfte etwa 1.15 m betragen haben. Es handelte sich hier um ein an einen Durchgang anschliessendes Gewändestück, das an beiden Eckkanten je eine dreiteilige Fase aufwies. Zeitstellung: wohl 14. Jh. und damit zu Anlage VIIA gehörig.

Münzen¹⁵⁷

Auch die Ausbeute der Münzen war in der vorliegenden Grabung sehr gering: 8 Stück wurden insgesamt nur gefunden, davon gehören 4 zu einem einzigen Fundkomplex.

— **St. Maurice**, Abtei, Silberdenar, karolingisch (LE 1—1; 1,1 g, 20,5 mm). + XPISTIANA RELIGIO, kreuzbekrönter Tempel (Aedicula) auf 4 Säulen, zwischen den Säulen ein Kreuz. Rs. + SCS MAVRICIVS, in Kranz eingeschriebenes Kreuz mit je einem Punkt in den Zwickeln. Fundort: Unter dem Fundament der spätgotischen Chorstufen (Anlage VIII).

Lit.: L. CORAGGIONI, Münzgeschichte der Schweiz, 1896, Tf. I, 39.

— **Lausanne**, Bistum, Kupferdenar, kurz nach Mitte des 12. Jhs. (LE 10—1; 0,6 g, 17 mm). + SEDE(S LAUSANE) (sic), kreuzbekrönter Tempel (Aedicula) auf 5 Säulen, darunter 3 Ringe; von Perlenkranz umschrieben. Rs. + CIVITAS EQSTRIV, in Perlenkranz eingeschriebenes Krückenkreuz. Streufund.

Lit.: D. DOLIVO, Les monnaies de l'évêché de Lausanne, Bern 1961, Variante der Nr. 5, S. 9f.

— **Sitten**, Bischof Franz Joseph Supersaxo (1701—1734), Silberbatzen, Fälschung? (LE 3—1; 1,98 g, 25 mm). (Unlesbar), Wappen der Republik Wallis, darüber Reichsadler. Rs. F. I. SUPERSAXO EP SE, Wappenschild mit Wappen der Supersaxo (1. Zwickel), flankiert von Krummstab (r.) und Schwert (l.), bekrönt von Mitra, Randverzierung. Fundort: Holzarg der Bestattung in Grab 26.

Lit.: L. CORAGGIONI, Münzgeschichte, Tf. XLIII, 11; CH. KUNTSCHEN, Les monnaies valaisannes de la période épiscopale, in: Annales valaisannes 1959, S. 582.

— **Sitten**, Bischof Franz Joseph Supersaxo (1701—1734), ½ Silberbatzen (LE 3—3; 1,55 g, 22 mm). PRAEF ET COM REIP VALLESV, r. vom Wappen: 2, l. (unleserlich), Wappen der Republik Wallis, darüber Reichsadler, Randverzierung. Rs. F. I. SUPERSAXO EP SE, Wappenschild mit

¹⁵⁷ Die Lesung und Bestimmung der Münzen verdanken wir Fräulein Anne Geiser vom Cabinet des Médailles, Lausanne.

Wappen der Supersaxo (1. Zwickel) flankiert von Krummstab (r.) und Schwert (l.), bekrönt von Mitra, Randverzierung. Fundort: Holzarg der Bestattung in Grab 26.

Lit.: L. CORAGGIONI, Münzgeschichte, Tf. XLIII, 16.

- **Sitten**, Bischof Franz Joseph Supersaxo (1701—1734), $\frac{1}{2}$ Silberbatzen (LE 3—4; 1,65 g, 22 mm). (Unleserlich), Wappen der Republik Wallis, darüber Reichsadler, Randverzierung. Rs. F. I. SUPERSAXO EP S(), Wappenschild mit Wappen der Supersaxo (1. Zwickel) flankiert von Krummstab (r.) und Schwert (l.), bekrönt von Mitra, Randverzierung. Fundort: Holzarg der Bestattung in Grab 26.

Lit.: L. CORAGGIONI, Münzgeschichte, Tf. XLIII, 16.

- **Sitten**, Bischof Franz Joseph Supersaxo (1701—1734), Silberbatzen, 1722 (LE 3—2; 2 g, 24,5 mm). PRAEF ET COM REIP VALLESV 1722, Wappen der Republik Wallis, darüber Reichsadler, Randverzierung. Rs. F. I. SUPERSAXO EP SE, Wappenschild mit Wappen der Supersaxo (1. Zwickel) flankiert von Krummstab (r.) und Schwert (l.), bekrönt von Mitra, Randverzierung. Fundort: Holzarg der Bestattung in Grab 26.

Lit.: L. CORAGGIONI, Münzgeschichte, Tf. XLIII, 11; CH. KUNTSCHEM, Monnaies valaisannes, S. 582.

Zwei weitere Münzen waren derart stark patiniert, dass sie ohne Restaurierung nicht sicher zu bestimmen waren:

- (LE 9—1): möglicherweise ein Denar des Bistums Lausanne. Fundort: bei Sekundärbestattung in Grab 60 (Anlage VI).
- (LE 5—1): möglicherweise eine Lausanner Münze, 1394—1406. Fundort: auf Abbruchkrone des Hochaltarfundamentes von Anlage VIIA.

Die ehemalige St. Peterskirche

Die archäologischen Untersuchungen

Im Sommer 1982 wurden am sogenannten Spritzenhaus Renovationsarbeiten vorgenommen. Das Projekt von Architekt Adalbert Grand, Leuk, sah den Einzug eines Zwischenbodens vor, der die Nutzfläche des künftigen Feuerwehrlokals gegenüber dem bisherigen verdoppelt hätte, was jedoch eine Abtiefung des bisherigen Bodenniveaus um rund zwei Meter bedingte. Als dann im Zuge vorbereitender Arbeiten unter dem bisherigen Wandverputz romanische Bauelemente zum Vorschein kamen, setzte sich der Kantonsarchäologe, Prof. François-Olivier Dubuis, für eine archäologische Untersuchung dieses Gebäudes sowohl im aufgehenden Mauerwerk als auch im Sinne einer archäologischen Ausgrabung ein. Zwar war bekannt gewesen, dass es sich beim Spritzenhaus um

eine in der ersten Hälfte des 19. Jhs. profanierte und umgebaute Peterskirche handelte, dennoch war man besonders vom Altar der vorgefundenen Bauelemente überrascht.

Die politische Gemeinde Leuk als Besitzerin des Gebäudes verschloss sich dem Ansinnen des Kantonsarchäologen nicht und stimmte einer vorgängigen wissenschaftlichen Untersuchung des Spritzenhauses zu. Das Atelier d'archéologie médiévale, Moudon, wurde damit betraut und führte die Arbeiten in zwei Etappen vom 9. August bis 5. November 1982 sowie vom 14. November bis 21. Dezember 1983 durch¹⁵⁸. Durchgeführt wurden eine Bauanalyse der Fassaden sowie eine Ausgrabung im Innern des Gebäudes. Auf eine Untersuchung des aufgehenden Mauerwerkes im Innern des Spritzenhauses musste verzichtet werden. Die Bodenuntersuchungen ausserhalb des Gebäudes beschränkten sich auf eine Sondierung im Südosten des Spritzenhauses. Anlässlich von Kanalisationsarbeiten östlich des Gebäudes im Frühjahr 1983 konnten noch einige zusätzliche Beobachtungen vorgenommen und dokumentiert werden, die wertvolle Ergänzungen zum Verständnis der jüngeren Anlage von St. Peter brachten.

Anlässlich einer Besichtigung vom 4. November 1982, bei welcher Prof. F.-O. Dubuis und zwei seiner Mitarbeiter vom Service des Monuments historiques, ferner die Gemeinderäte Peter Pfammatter und Anton Werlen sowie Architekt A. Grand anwesend waren, äusserte der Präsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, Prof. Alfred A. Schmid, angesichts der damaligen Resultate der Untersuchungen seine Bedenken hinsichtlich einer weiteren Verwendung dieses Gebäudes als Feuerwehrlokal. Diese Bedenken teilten auch der Kantonsarchäologe sowie der späterhin zugezogene eidgenössische Experte für Mittelalterarchäologie, Prof. Hans Rudolf Sennhauser, welcher sich anlässlich der Jahresversammlung 1982 der Vereinigung Pro Leuca und in einem Gutachten dazu äusserte. Die Urversammlung der politischen Gemeinde Leuk sprach sich sodann für einen Verzicht auf das Projekt zur Erneuerung des Feuerwehrlokals im bisherigen Spritzenhaus aus.

Die archäologischen Untersuchungen standen unter der wissenschaftlichen Leitung von Werner Stöckli und Georges Descœudres. Die Pläne der Grabung sowie der Bauuntersuchung im Massstab 1:20 (Nordfassade 1:50) wurden von Xavier Münger und Alain Muller aufgenommen; Alain Muller hat zudem die Umzeichnungen für die vorliegende Publikation angefertigt. Für die fotografische Dokumentation waren Daniel und Suzanne Fibbi-Aeppli verantwortlich. Das Archäologenteam wurde von Arbeitskräften unterstützt, welche von der Gemeinde gestellt wurden und die bereits an der Grabung in der St. Stephanskirche beteiligt gewesen waren. Dies waren namentlich Leo Bayard, Ewald Grand und Livius Meichtry.

An dieser Stelle möchten wir allen Beteiligten für die angenehme Zusammenarbeit danken. Dieser Dank gilt vorab der politischen Gemeinde Leuk, die sich ihrem Kulturgut gegenüber als sehr aufgeschlossen gezeigt und trotz

¹⁵⁸ Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf den Vorbericht dieser Untersuchungen, welcher vor der zweiten Kampagne erschienen ist und deren Ergebnisse demnach nicht berücksichtigt: G. DESCŒUDRES, «Grabungen in der Pfarrkirche St. Stephan und in der ehemaligen Peterskirche in Leuk — ein Vorbericht», in: *AS* 6 (1983), S. 97—100, besonders S. 100.

finanziellen Mehrleistungen die archäologischen Untersuchungen ermöglicht hat. Dieser Dank gilt aber auch dem Kantonsarchäologen, Prof. F.-O. Dubuis, und seinen Mitarbeitern sowie den beiden eidgenössischen Experten, den Proff. A. A. Schmid und H. R. Sennhauser, letzterem besonders auch für seine wertvollen Hinweise bei der Auswertung der Ergebnisse.

Zur topographischen Situation der Kirche

Das sogenannte Spritzenhaus, bestehend aus Teilen der ehemaligen St. Peterskirche, liegt zwischen Bischofsschloss und Rathaus auf dem südlichen Teil der Hangterrasse von Leuk, knapp 20 Höhenmeter unterhalb der Pfarrkirche St. Stephan. Die Kirche stand ursprünglich wenig ausserhalb der Siedlung, von ihr getrennt durch die alte Landstrasse von Leuk hinunter zur Sust am Rotten (vgl. Abb. 1). Dieser in Urkunden bereits des 13. Jhs. *strata Vallesii* genannte Weg führte vom Platz unterhalb der Pfarrkirche, dem Zentrum von Leuk, nach Süden, bog an der Nordmauer der Peterskirche nach Westen um und zog sich dann um die Geländekanzel mit dem Bischofsschloss herum gegen das Hospital. Der Verlauf der Strasse in diesem Bereich ist sowohl dem Merian-Stich von 1654 als auch den Angaben verschiedener mittelalterlicher Urkunden zu entnehmen.

Südwestlich der Peterskirche befindet sich auf einer tiefer liegenden Geländekanzel das ehemalige Bischofsschloss, dem im Nordwesten ein von einer

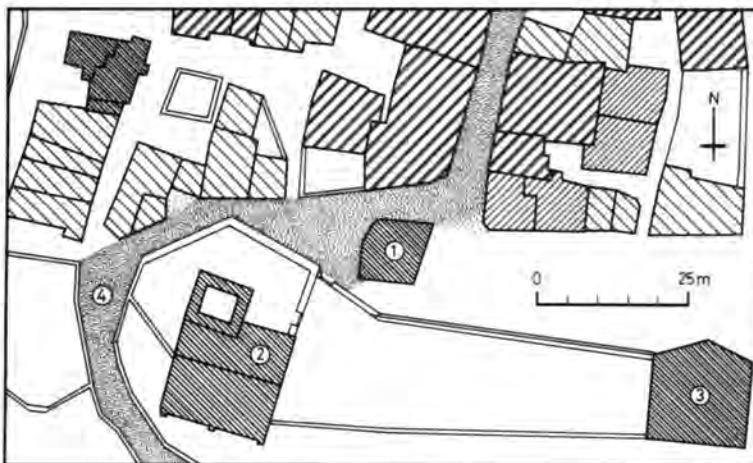


Abb. 14. — Situation des Spritzenhauses basierend auf dem Baualterplan in: CARLEN, *Inventar*: 1) Spritzenhaus, 2) ehem. Bischofsschloss, 3) Rathaus, 4) alte Strasse von Leuk zur Sust.

Mauer umzogener Hof vorgelagert ist. Im Südosten der Kirche liegt das 1541—43 von Ulrich Ruffiner anstelle des einstmaligen Viztumsschlusses erbaute Rathaus von Leuk. Zwei mehr oder weniger parallele Mauerzüge, die zugleich zur Terrassierung des Geländes dienen, verbinden Schloss und Rathaus.

Das Spritzenhaus steht an einem recht steil abfallenden kurzen Strassenstück, welches im Norden des heutigen Gebäudes gute 2 m auf rund 11 m gegen Westen abfällt. Im Osten des Gebäudes dagegen neigt sich das Gelände sanft gegen Osten. Insgesamt hat die St. Peterskirche gewissermassen am Schnittpunkt von drei verschiedenen topographischen Bezügen gestanden: einem weiträumigen und zwei engräumigen. Im weiträumigen Zusammenhang senkt sich im Bereich von St. Peter die hier im wesentlichen Nord-Süd abfallende Hangterrasse von Leuk gegen das Bischofsschloss, bildet hier eine Geländekanzel, um danach weiter gegen Süden recht steil abzufallen. Im engräumigeren Zusammenhang ist im Bereich der Kirche eine starke Absenkung gegen Westen sowie eine schwache Neigung gegen Osten zu beobachten. Die Kirche ist somit quer über einen schmalen, gegen Süden abfallenden Hangrücken angelegt worden.

Die Befunde der Bauuntersuchung

Das Spritzenhaus stellt sich als ein trapezoides Gebäude dar, dessen Fassaden alle um die 10 m messen. Auffallend sind die schräg zur Raumachse stehende Ostwand sowie ein Knick in der Westmauer. Die Bauuntersuchung hat ergeben, dass das aktuelle Gebäude im wesentlichen aus Teilen *drei verschiedener*

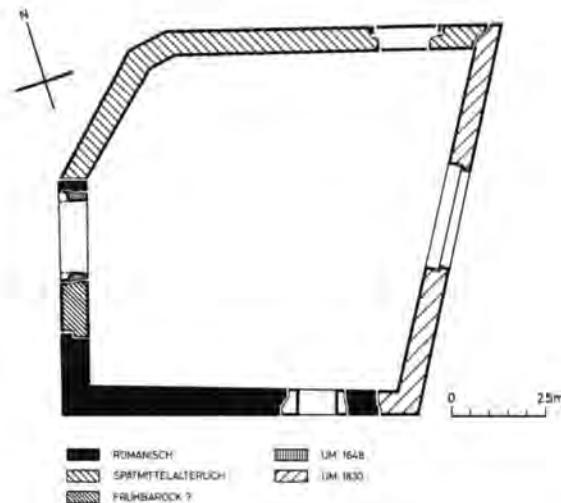


Abb. 15. — Grundriss des Spritzenhauses: Periodenplan.

Bauperioden besteht (Abb. 15): der südwestliche Teil ist romanisch, der nordwestliche spätmittelalterlich, während die Ostwand erst nach Aufgabe der Kirche um 1830 errichtet worden ist. Die nach der lediglich summarischen Bauanalyse der ersten Kampagne geäusserte Arbeitshypothese, wonach die Erweiterung der romanischen Kirche in barocker Zeit (Mitte des 17. Jhs.) erfolgt sei¹⁹⁹, musste nach den in der zweiten Kampagne erfolgten Untersuchungen vom Gerüst aus aufgegeben werden. Jene durch einen Vertrag belegten Bauarbeiten um 1648 betrafen lediglich Renovationsarbeiten an der bereits früher erheblich vergrösserten Peterskirche.

Südfassade (Abb. 30)

Die Südmauer des Spritzenhauses besteht weitgehend aus Teilen des romanischen Baus. Es handelt sich dabei um ein lagig aufgeführtes Mauerwerk, teils aus Bruchsteinen und grösseren Platten, teils aus Handquadern sorgfältig gefügt. Dabei wurde ein grauer, feinkörniger *Mauermörtel* mit gelegentlichen kleinen Kalkeinschlüssen verwendet. Mit dem gleichen Mörtel, allerdings eine Spur feiner granuliert, wurde ein *Pietra rasa* mit horizontalem Fugenstrich angelegt. An einzelnen Stellen hat sich die ursprünglich darauf aufgetragene Kalkschlemme erhalten. Die Unterkante der *Pietra rasa* gibt uns einen Anhaltspunkt über das ursprüngliche Niveau des an der Südfassade anstehenden Terrains. Dieses Niveau ist zugleich der einzige an der Fassade erkennbare Aufschluss betreffend die Grenze zwischen Fundamentbereich und aufgehendem Mauerwerk. Als *Spolien* im romanischen Mauerwerk konnten einzelne Steine beobachtet werden, denen ein grünlich-grauer Mörtel anhaftet, welcher sich deutlich vom romanischen Mauermörtel unterscheidet.

Als oberste Steinlage der romanischen Südfassade ist ein Band von Tuffquadern zu beobachten, welches rund 70 cm vor der Südwestecke abbricht. In diesem Bereich steht das Kalksteinmauerwerk leicht höher an als das Tuffband, welches wohl als Auflager für die Fusspfette des Dachstuhls diente. An der Süd- wie auch an der Westfassade konnte das System der Gerüstbalkenlöcher weitgehend erschlossen werden. Der Abstand der einzelnen Gerüstgeschosse betrug lediglich zwischen 1.00 m und 1.40 m.

Ungefähr im Zentrum der erhaltenen romanischen Südmauer hat sich ein ursprüngliches *Rundbogenfenster* erhalten (Abb. 32), welches durch einen in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. ausgeflickten Mauerriss teilweise gestört ist. Dieses recht hochstehende Fenster weist eher gedrungene Proportionen auf: Höhe und Breite der Fensteröffnung an der Fassade stehen im Verhältnis von 3:2, bei der Lichtöffnung dagegen beträgt das Verhältnis rund 7:2. Das Fenster zeigt von innen und aussen gegen das Zentrum geschrägte Gewände; die äussere Bank ist horizontal, die innere deutlich abfallend. Die Lichtöffnung wird seitlich von zwei im Mauerwerk eingelassenen Kalksteinplatten begrenzt und von einem in Tuffgearbeiteten Rundbogen abgeschlossen. Die äussere und innere Bogenwölbung

¹⁹⁹ G. DESCŒUDRES, *Vorbericht*, S. 100.

der Gewände wurden je auf eine Holzschalung gemauert, welche auf seitlich leicht vorstehende Tuffsteine abgestützt war. Die Gewände zeigen eine *Pietra rasa*; sie sind wie auch die Fensterbank in spätmittelalterlicher Zeit verputzt worden.

Die Südfassade wurde zur Zeit der spätmittelalterlichen Erweiterung der Kirche und nochmals im 20. Jh. aufgehöhht. Der östliche Teil der aktuellen Fassade ist als erweiterter Eckverband mit der um 1830 errichteten Ostwand des Spritzenhauses angelegt worden. Erhalten hat sich ferner das westliche Tuffgewände eines grösseren barocken Fensters, welches aufgrund des Mörtelvergleichs gleichzeitig mit dem Okulus an der Westfassade errichtet worden sein dürfte.

Westfassade

Der südliche Teil der Westfassade (Abb. 31) ist zur Hauptsache romanisch. Dieser Bau zeigt bei seinem Anstoss an den Mauerknick der Westfassade einen Eckverband, welcher durch einzelne eingebundene Steine aus der Zeit der spätmittelalterlichen Erweiterung der Peterskirche gestört ist. In der Westfassade des Spritzenhauses hat sich somit die Westfassade des romanischen Baus fast vollständig erhalten. Deren Breite beträgt 6.20 m; ferner lässt sich eine Firsthöhe von etwa 6.70 m bezogen auf das Niveau der Türschwelle rekonstruieren.

Auf der Nordseite des nordwestlichen romanischen Eckverbandes konnte sowohl im Innern des Spritzenhauses als auch an der Fassade ein Verputzmörtel festgestellt werden, welcher auf der *Pietra rasa* liegt. Es haben sich somit im Bereich des Maueranstosses *Reste eines Ausseverputzes* erhalten, die belegen, dass die romanische Kirche nachträglich verputzt worden ist.

Deutlich fassbar an der Westfassade des romanischen Baus hat sich das ursprüngliche *Portal* erhalten. Leicht nach Süden desaxiert und aktuell zugemauert, weist dieses Westportal auffallend gedrungene Proportionen auf: die ursprüngliche Breite betrug rund 1.50 m, die Höhe knapp 1.80 m. Die Türschwelle ist bei der Anlage des jüngeren Westportals entfernt worden; ihr Niveau lässt sich mit 731.55 rekonstruieren. Wie bei einer Sondierung im südlichen Teil der Zumauerung des romanischen Westeinganges festgestellt werden konnte, waren die Laibungen des Portals gerade und wiesen 31,5 cm hinter der Fassade einen Rücksprung von 10 cm auf. Es scheint zudem, dass dieser aussen als Rundbogen angelegte Eingang der Kirche im Innern einen geraden Sturz zeigte. In den erhaltenen südlichen Portallaibungen war auf halber Höhe des Einganges ein gemauertes Loch (H.: 15 cm; B.: 10 cm; T.: 20 cm) festzustellen, das wahrscheinlich im Zusammenhang mit einem Sperrbalken zu verstehen ist. Irgendwelche Reste von Türangeln oder Riegelbefestigungen waren nicht zu beobachten.

Der Rundbogen des romanischen Portals ist mit Keilsteinen alternierend aus Backsteinen und Tuff angelegt. Darüber wurde offenbar zur Entlastung des Portalbogens eine auffallend grosse Kalksteinplatte von 2.30 m Länge in die Westmauer eingelassen. Bei den Backsteinen handelt es sich um *römische Spolien*; zwei kleinere Fragmente gleicher Art konnten auch in den romanischen Fenstergewänden an der Südfassade beobachtet werden. Die Laibungen des Portals waren verputzt. Es liess sich jedoch keine Grenze zwischen dem Mauer Mörtel der

Keilsteine und dem Verputzmörtel der Bogenlaibung ausmachen, was bedeutet, dass das Portal sehr bald im Arbeitsablauf nach seiner Einwölbung verputzt worden ist.

Erstaunlich, wenn auch eindeutig ist der Befund, dass dieser sehr dekorativ wirkende Keilsteinverband, das Bogenhaupt, ursprünglich verputzt war. Zum einen haben sich auf den Keilsteinen Reste des Verputzmörtels erhalten, zum andern zieht sich der Verputz der Bogenlaibung stellenweise bis 15 mm vor die Front des Bogenhauptes und zeigt einen Anzug zur Vertikalen. Da die *Pietra rasa* an die Keilsteine anschliesst, wird man davon ausgehen müssen, dass nur gerade das Bogenhaupt des Portals verputzt war.

An die Nordwestecke des romanischen Baus schliesst sich in einem Winkel von rund 120° der Westabschluss der spätmittelalterlichen Erweiterung von St. Peter an. Es handelt sich dabei wie auch bei der Nordfassade des Spritzenhauses um ein Bruchsteinmauerwerk, welches mit einem grauen, ziemlich grobkörnigen Mörtel gefügt worden ist. An dieser Westmauer bestand ursprünglich ein schmales *hochrechteckiges Fenster*, dessen Lichtöffnung, ähnlich wie beim romanischen Fenster an der Südfassade, seitlich durch je eine im Mauerwerk eingelassene Steinplatte begrenzt wurde. Dieses Fenster ist später zu einer Aussenscheibe vermauert worden, deren Rückwand, nach den beobachteten Mörtelnegativen zu schliessen, mit einer Steinplatte verkleidet war.

Im romanischen Teil der Westfassade ist eine Reihe von jüngeren Eingriffen zu beobachten. In erster Linie zu erwähnen ist die *Anlage eines neuen Portals* unter Aufgabe des romanischen Westeingangs. Bei diesem jüngeren Portal können *zwei Bauphasen* festgestellt werden. Die ältere, so müssen wir aufgrund von Mörtelvergleichen annehmen, ist in die Zeit nach der Vergrösserung der Kirche und vor dem 1648 erfolgten Umbau zu situieren. Dies würde bedeuten, dass nach der spätmittelalterlichen Erweiterung von St. Peter das romanische Westportal eine Zeitlang weiterbenutzt wurde. Die ältere Phase des jüngeren Westeingangs wurde mit einem rötlichen, stuckartigen Mörtel angelegt; der selbe Mörtel ist auch bei der Vermauerung des romanischen Westeingangs zu beobachten. Das jüngere Portal wies, nach den Mörtelresten zu urteilen, ursprünglich wohl im wesentlichen dieselbe Form auf, wie sie sich in der Ausgestaltung der jüngeren Phase erhalten hat. Letztere ist gleichzeitig mit der Anlage des *Rundfensters* in der Westfassade, welches Gegenstand des Vertrages von 1648 war. Gleichzeitig sind auch die Fundamente der romanischen Westmauer unterfangen worden, was die Annahme nahelegt, dass die Schwelle dieses Portals zuvor höher gelegen hat — wahrscheinlich um jene zwei Stufen, die man danach von der Türschwelle zum Fussbodenniveau des Schiffes emporzusteigen hatte. Die Absenkung der Türschwelle von 1648 war — im Vergleich mit dem Schwellenniveau des romanischen Portals — offensichtlich durch eine Absenkung des Aussenniveaus im Westen der Kirche bedingt und stand möglicherweise im Zusammenhang mit der Portalanlage in der nördlichen Terrassierungsmauer zwischen Bischofsschloss und Rathaus (vgl. Abb. 14), liegt dessen Schwellenhöhe aktuell doch rund 2,5 m unterhalb jener des romanischen Portals.

Zwischen dem jüngeren Portal und dem Okulus sind zudem mehrere kleinere Eingriffe ins romanische Mauerwerk zu beobachten. Bei zweien davon, die je in der vertikalen Verlängerung der barocken Portalgewände liegen, lässt sich feststellen, dass hier Flacheisen mit einem Querschnitt von 2 × 6 cm

eingelassen worden sind. Möglicherweise haben diese beiden Flacheisen, die aktuell auf die Fassadenfront abgearbeitet sind, ursprünglich einen horizontalen Balken getragen, welcher als Auflager eines *Vordaches* diente.

Nordfassade

Die Nordfassade des Spritzenhauses ist, abgesehen von einer Aufhöhung im 20. Jh., entsprechend derjenigen an der Südfassade sowie dem nordöstlichen Eckverband, der mit der Ostmauer von 1830 angelegt wurde, Teil der spätmittelalterlichen Erweiterung der Peterskirche. Im westlichen Bereich ist rund 2.50 m über dem aktuellen Niveau des aussen anstehenden, stark nach Westen abfallenden Geländes eine grosse Maueröffnung vorhanden. Diese ist mit einem Flachbogen (Keilsteine in Tuff) überwölbt und misst 1.90 m im Scheitel sowie knapp 0.80 m in der Breite. Die leicht gestuften Laibungen sind mit einem stuckartigen Mörtel verputzt, welcher auf eine massive Kalksteinplatte ausläuft, die Ablaufspuren aufweist. Obwohl in den Laibungen eingelassene Scharniere fehlen, darf davon ausgegangen werden, dass es sich dabei um den *Eingang zu einer ehemaligen Empore* handelte. Seitlich, etwas unterhalb der Türschwelle konnten in der Fassade zwei Maueröffnungen festgestellt werden, in welche wahrscheinlich Trägerbalken für ein Aussenpodest eingelassen waren (Holzspuren in den späterhin vermauerten Balkenlöchern). Ein hölzerner Treppenaufgang zu diesem Podest ist entlang der Nordfassade von der Ostseite her anzunehmen.

Im östlichen Teil der Nordfassade liessen sich die Umrisse einer vermauerten Türe erkennen, die allerdings weit weniger deutlich fassbar sind als im Gebäudeinnern (vgl. Abb. 44). Eine genaue Analyse ergab, dass an dieser Stelle ursprünglich eine mit einem ebenfalls in Tuffstein angelegten Flachbogen überwölbt *Nebentüre* existierte. Während im Innern ein einfacher Eckverband zwischen Wandfläche und Tür-laibung bestand, waren an der Fassade die Türgewände ursprünglich aus Werkstücken gefertigt gewesen. Dabei wurde, ebenso wie für die Gewände des Okulus an der Westfassade, ein senffarbenes Sedimentgestein, eine Art Sandstein-Nagelfluh, verwendet. Als diese Nebentüre zu einem späteren Zeitpunkt zu einer *Innennische* umgestaltet wurde, hat man die äusseren Türgewände teils abgearbeitet, teils gänzlich entfernt, um die Hintermauerung der Nische seitlich verankern zu können. Gleichzeitig ist an der Fassade über dem aufgegebenen Portal eine halbrunde Fignische mit einer Muschelbekrönung angelegt worden. Diese, wie auch die beschriebene Aussenische an der Westfassade, hatte Bezug auf den an der Peterskirche entlangführenden Weg von Leuk zur Sust hinunter.

Östlich des ehemaligen Nebeneinganges an der Nordfassade liess sich an einzelnen Stellen der ursprüngliche *Verputz* der spätmittelalterlichen Peterskirche beobachten. Es handelte sich dabei um eine *Pietra rasa* ohne Fugenstrich. Zu einem späteren Zeitpunkt, wohl 1648, wurde die Kirche mit einem weissen, sehr kalkreichen Mörtel neu verputzt, welcher sich stellenweise auch auf der West- und auf der Südfassade sowie an den Innenwänden nachweisen liess. Man hat also zur Zeit des spätmittelalterlichen Umbaus das Erscheinungsbild der neu angelegten Fassaden demjenigen der weiterbestehenden romanischen Mauerteile angeglichen und erst Mitte des 17. Jhs. die gesamte Anlage neu verputzt.

Die Ergebnisse der Grabung

Den Grabungsbefunden möchten wir einige Beobachtungen betreffend das hier als gewachsener Boden anstehende Terrain vorausschicken. Dieses ist, ähnlich wie in der Stephanskirche, eine senffarbene, lehmhaltige Schicht mit sehr vielen Steinen durchsetzt bis zu einer Grösse von einem halben Kubikmeter (Findlinge). Der gewachsene Boden ist stellenweise sehr kompakt, besonders im südlichen Teil des Gebäudes, stellenweise jedoch unter einer harten Oberfläche erstaunlich locker. Besonders im südwestlichen Bereich des Spritzenhauses ist das Terrain hellgrau, was nach unseren Feststellungen von offenbar chemisch bedingten Farbveränderungen durch ehemalige Wasserströme herrührt. Diese waren möglicherweise auch dafür verantwortlich, dass die Einfüllungen der vorgefundenen Gräber, ebenfalls Material des gewachsenen Bodens, mit dem Terrain fast untrennbar zusammenwachsen konnten, was erhebliche arbeitsmethodische Probleme sowohl beim Auffinden der Gräber als auch bei der Freilegung der Bestattungen stellte.

Frühmittelalterliches Gräberfeld (Abb. 33)

Als ältesten Grabungshorizont im Innern des Spritzenhauses konnte ein Teil eines Friedhofes freigelegt werden. Insgesamt wurden 19 Gräber teilweise mit mehreren Bestattungen gefasst. Davon waren drei oder möglicherweise vier Gräber (Nrn. 1, 7 und 9, eventuell Nr. 6) durch die Ost- bzw. die Südmauer des Gebäudes gestört, was bedeutet, dass das Gräberfeld nicht vollständig aufgedeckt wurde.

Typologie der Gräber

In diesem Friedhof konnten drei verschiedene Typen von Gräbern ermittelt werden:

Am zahlreichsten waren die *Erdgräber* vertreten (Nrn. 2, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 18, 21), die Mehrzahl davon mit geosteten (Kopf im Westen) Bestattungen. Nr. 16 war nach Nordosten ausgerichtet, Nr. 18 nach Südwesten, Nr. 6 war möglicherweise gewestet, wie ein Beckknochen der insgesamt nur sehr geringen Bestattungsreste im Ostteil des Grabes vermuten lassen könnte. Diese Erdgräber sind in den gewachsenen Boden eingetieft worden. Für die Kleinkindergräber wurde eine Bestattungstiefe von 15—30 cm, für die Erwachsenengräber eine solche von 35—70 cm ermittelt. Es ist jedoch zu bedenken, dass das Niveau des Friedhofgeländes ursprünglich etwas höher gelegen haben dürfte (Abtiefung des Terrains beim Bau der spätmittelalterlichen Kirche). Die Auffüllungen der Erdgräber bestanden aus Material des gewachsenen Bodens, gelegentlich einzelne Mörtel- und Verputzstücke enthaltend, welche jedoch mit keinem Mauer- oder Verputzmörtel an diesem Gebäude in Zusammenhang gebracht werden konnten.

Einen zweiten Grabtypus stellen die beiden *gemauerten Gräber* 1 und 3 dar, die sich jedoch sowohl bezüglich ihrer Machart als auch ihrer Qualität erheblich voneinander unterscheiden. Nr. 1 ist ein sehr sorgfältig in den gewachsenen

Boden angelegtes Grab, dessen Innenwände und Boden mit einem feinen, an der Oberfläche mit Ziegelmehl geröteten Verputz ausgestrichen waren. Grab 3 ist von größerer Machart. Zwischen drei im gewachsenen Boden anstehenden Findlingen wurde es auf einer grau-braunen Erdschicht angelegt, die zahlreiche menschliche Knochenreste enthielt. Die Grabmauern sind ungewöhnlich stark angelegt worden, an einzelnen Stellen war der aus ziemlich grob granuliertem Mörtel bestehende Grabboden zu beobachten.

Ein weiterer Grabtypus konnte mit den Gräbern 17 und 19 sowie eventuell Nr. 20 gefasst werden, Grab 19, bei dem eine mögliche Bestattung mit dem Bau der jüngeren Peterskirche hätte weggeräumt werden müssen, wird aus Analogie zu Nr. 17 als Grab zu deuten sein. Grab 17, in welchem eine sekundäre, zur Anlage des Grabes leicht achsenverschobene Bestattung *in situ* gefasst werden konnte, zeigt einen mit *kleinteiligen Platten* von 1—2,2 cm Stärke angelegten Grabboden auf einer Auffüllung wie unter Grab 3. Möglicherweise waren die Gräber 17 und 19 ursprünglich mit ebenfalls kleinteiligen, stehenden Platten umrandet, wie dies bei Grab 20 beobachtet werden konnte, wo allerdings kein Plattenboden (mehr?) vorhanden war. Ein solcher Grabtypus war auch mit Grab 6 in St. Stephan gegeben. Dieses Grab konnte, abgesehen von der Beobachtung, dass es von den Fundamenten eines spätgotischen Pfeilers gestört war (keine Bestattung mehr vorhanden), weder stratigraphisch einem dort gefassten Bau noch typologisch einer Gräbergruppe zugeordnet werden. Grab 20 in St. Peter, welches sowohl von Grab 12 als auch von den Mauern von Grab 3 gestört war, zeigte eine Nord-Süd verlaufende Achse (mit einer südgerichteten Bestattung?) und lehnte sich an einen Findling an. Als Teil der östlichen Begrenzung konnte je eine aufrecht stehende sowie eine schräg geneigte kleine Kalksteinplatte festgestellt werden. Die verworfenen Reste eines Kinderschädels waren die einzigen Spuren einer Bestattung in diesem Grab.

*Bestattungen*¹⁶⁰

In den 19 Gräbern dieses Friedhofes konnten insgesamt 29 Bestattungen gefasst werden. In zwei Gräbern, den Nrn. 10 und 11, fanden sich zwei gleichzeitig bestattete Individuen, nämlich je ein Erwachsener und ein Säugling. Die Gräber 1, 8 und 17 sind zweimal nacheinander belegt worden. Neben einer sekundären Bestattung *in situ* konnten darin auch Skelettreste einer älteren Belegung gefasst werden. Grab 19 war stark gestört, hier waren keinerlei Reste von Bestattungen mehr vorhanden. In den Nrn. 3 und 20 konnten keine Bestattungen *in situ* gefasst werden. War in Grab 20 nur gerade ein Fragment eines verworfenen Kinderschädels festzustellen, so wurde Grab 3 wahrscheinlich bei der spätmittelalterlichen Erweiterung der Peterskirche ausgeräumt. Südöstlich daran anschliessend ist ein Knochendepot angelegt worden, welches Skelettreste von insgesamt 7 Individuen, darunter von einem Fötus enthielt.

¹⁶⁰ Die Skelette mit Ausnahme derjenigen in den Gräbern 1, 2, 4, 7, 20, 21 wurden vom Département d'Anthropologie der Universität Genf untersucht und in einem Bericht vom Februar 1984 begutachtet, wofür wir Herrn Christian Simon und seinen Mitarbeitern unseren Dank aussprechen möchten. Danken möchten wir auch dem Zürcher Anthropologen Dr. Hansueli F. Etter, der das Gräberfeld in Leuk besichtigte und von dem wir wichtige Auskünfte und Anregungen erhielten.

Grab	Situation	Alter	Geschlecht	Grösse (cm)	Lage der Unterarme links	Unterarme rechts	Bestattungsart
Nr. 1	in situ	8—10 J.	—	—	gestreckt	Brust	Totenbrett
	verworfen	15—16 J.	—	—	—	—	—
Nr. 2	in situ	erwachsen	—	165 *	Becken	Becken	Totenbrett
Nr. 3	verworfen	erwachsen	—	—	—	—	—
	verworfen	erwachsen	—	—	—	—	—
	verworfen	18—20 J.	—	—	—	—	—
	verworfen	10—12 J.	—	—	—	—	—
	verworfen	2—3 J.	—	—	—	—	—
	verworfen	3—4 Mte.	—	—	—	—	—
	verworfen	Fötus	—	—	—	—	—
Nr. 4	in situ	Säugling *	—	—	—	—	Holzreste
Nr. 5	in situ	1—3 Mte.	—	—	—	—	Totenbrett
Nr. 6	in situ	1—3 Mte.	—	—	—	—	Holzreste
Nr. 7	in situ	Kleinkind *	—	—	—	—	—
Nr. 8	in situ	ca. 60 J.	weibl.	151	Bauch	Bauch	Totenbrett
	verworfen	20—30 J.	männl.	—	—	—	—
Nr. 9	in situ	20—30 J.	männl.	161	—	Bauch	—
Nr. 10	in situ	18—20 J.	weibl.?	148	Bauch	—	Holzreste
	in situ	1—1,5 Mte.	—	—	—	—	—
Nr. 11	in situ	20—30 J.	männl.	167	Brust	Brust	Totenbrett
	in situ	5—6 Mte.	—	—	—	—	—
Nr. 12	in situ	ca. 50 J.	weibl.	160	Brust	Bauch	Totenbrett
Nr. 13	in situ	1—2 Mte.	—	—	—	—	Holzreste
Nr. 16	in situ	1—3 Mte.	—	—	—	—	Totenbrett
Nr. 17	in situ	ca. 25 J.	männl.	165	—	Becken	Sarg
	verworfen	erwachsen	—	—	—	—	—
Nr. 18	in situ	1—2 Mte.	—	—	—	—	Holzreste
Nr. 20	verworfen	Kind *	—	—	—	—	—
Nr. 21	in situ	14—16 J. *	—	—	Becken	Becken	Totenbrett

* Bestimmung G. Descœudres

Die junge Frau in Grab 10 wurde mit gekreuzten Unterschenkeln angetroffen, was möglicherweise darauf hindeutet, dass sie in ein Leichentuch eingenaht war¹⁶¹. Bemerkenswert ist besonders auch die grosse Variabilität in der

¹⁶¹ Vgl. P. EGGENBERGER/S. ULRICH-BOCHSLER/E. SCHÄUBLIN, «Beobachtungen an Bestattungen in und um Kirchen im Kanton Bern aus archäologischer und anthropologischer Sicht», in: ZÄK 40 (1983), S. 221—240, besonders S. 237 und Abb. 4 auf S. 236.

Armlage der Bestattungen, soweit sich dies nachweisen liess. Nun ist im allgemeinen im romanisch-burgundischen Raum, welchem Leuk in der fraglichen Zeit zuzurechnen ist, eine grössere Vielfalt in der Armlage der Toten zu beobachten als im alemannischen Raum, wo die Toten im Frühmittelalter fast ausschliesslich mit gestreckten Armen oder einem Unterarm auf dem Becken bestattet wurden¹⁶². Dennoch scheint beispielsweise die dreimal im Gräberfeld unter St. Peter in Leuk auftretende Armlage auf der Brust (in Grab 1 der rechte, in Grab 12 der linke Unterarm, in Grab 11 beide Unterarme) eher ungewöhnlich. Beide Hände auf die Brust gelegt wie beim jungen Mann in Grab 11 ist ansonsten eine typische Armhaltung für barocke Bestattungen. Diese Zeitstellung kann jedoch für Grab 11 mit Sicherheit ausgeschlossen werden.

Die meisten in diesem Gräberfeld bestatteten Individuen, auch die Säuglinge, waren auf ein Totenbrett gebettet worden. Mehrfach konnten nurmehr geringe Holzreste unter den Bestattungen festgestellt werden, die ebenfalls auf das Vorhandensein eines Totenbrettes hinweisen. Särge sind in diesen Fällen mit grösster Wahrscheinlichkeit auszuschliessen. In einem Falle allerdings, bei Grab 17, muss eine Sargbestattung aufgrund von Resten eines vertikalen Sargbrettes angenommen werden. Bei den übrigen *in situ* angetroffenen Skeletten dürfte es sich um reine Erdbestattungen handeln.

Chronologie der Friedhofbelegung

Dem Versuch, die Abfolge der Belegungen des Gräberfeldes unter der Peterskirche in Leuk zu erfassen, sind drei Beobachtungen allgemeiner Art vor auszuschicken. Erstens wurden sämtliche Gräber von den Substruktionen des als Holzboden angelegten Schiffniveaus der spätmittelalterlichen Kirche überlagert. Zweitens ist Grab 1 von den Fundamenten der romanischen Südmauer durchschlagen worden. Das bedeutet, dass dieser Friedhof jedenfalls vor der im Spätmittelalter erfolgten Erweiterung von St. Peter angelegt wurde und dass wenigstens ein Grab, Nr. 1, älter ist als die romanische Kirche. Die dritte Beobachtung ist eine negative: Keiner einzigen Bestattung sind irgendwelche Beigaben mitgegeben worden.

Bei einer zeitlichen Strukturierung dieses Friedhofes möchten wir annehmen, dass die Erdbestattungen alle dem gleichen Belegungshorizont angehören, auch wenn in zwei Fällen innerhalb dieser Gruppe eine relativ-chronologische Abfolge nachgewiesen werden konnte. So ist Grab 8, jedenfalls die zweite *in situ* gefasste Belegung, jünger als Grab 9, und auch Grab 11 wurde nachträglich zu Grab 12 angelegt. Diese Gruppe der Erdgräber macht einen sehr homogenen Eindruck, jedenfalls was die Anlage der Gräber als auch die Art der Bestattungen betrifft, auch wenn zwei Säuglingsgräber (die Nrn. 16 und 18, vielleicht auch Nr. 6) in ihrer Orientierung von den übrigen Bestattungen abweichen.

Bedeutsam für die zeitliche Einordnung dieses Belegungshorizontes ist die Feststellung, dass die Gräber 4, 5 und 12 (eventuell auch Nr. 13) sich unter der

¹⁶² *Ibid.*, S. 233; vgl. auch H. F. ETTER/J. E. SCHNEIDER, «Zur Stellung von Kind und Frau im Frühmittelalter», in: *ZAK* 39 (1982), S. 48–57.

Nordmauer der romanischen Kirche befunden haben müssen. Diese Nordmauer konnte aus Gründen, die im Zusammenhang mit den Grabungsergebnissen betreffend die romanische Kirche zu erläutern sind, archäologisch nicht gefasst werden; ihr Verlauf ist jedoch aufgrund des am aufgehenden Mauerwerk beobachteten nordwestlichen Eckverbandes ziemlich genau zu erschliessen (vgl. Abb. 16 und 17). Aus der erwähnten Feststellung ist demnach abzuleiten, dass die Gruppe der Erdbestattungen, ebenso wie Grab 1, älter ist als die romanische Kirchenanlage.

Eine Reihe von Beobachtungen scheinen zudem darauf hinzuweisen, dass Grab 1 ebenfalls diesem Belegungshorizont der Erdbestattungen zuzuordnen ist. Dieses sorgfältig angelegte Grab mit dem rötlichen Innenverputz und Mörtelstrich lässt uns annehmen, dass dieses in einen Innenraum angelegt wurde, von dem sich allerdings keinerlei Spuren nachweisen liessen. Es ist jedoch festzustellen, dass nordöstlich dieses Grabes ein Belegungsleerraum besteht, nämlich knapp 1 m gegen Norden und rund 4.75 m gegen Osten. Es macht somit den Anschein, als ob die Erdgräber ein bestehendes Gebäude respektiert hätten, d. h. darum herum angelegt worden wären. Des weitern ist darauf hinzuweisen, dass die romanische Kirche in ihrer Orientierung genau Grab 1 folgt — obwohl sie dieses zerstört. Das dürfte doch wohl heissen, dass Grab 1 und zu einem späteren Zeitpunkt auch die romanische Kirche sich nach einem bestehenden Gebäude — wohl einer Kirche — ausgerichtet haben. Ein Memorialbau scheint deshalb eher unwahrscheinlich, weil in diesem Falle anzunehmen wäre, dass die romanische Kirche Grab 1 respektiert, jedenfalls wohl kaum zerstört hätte. Für die Existenz eines vorromanischen Gebäudes sprechen auch die am romanischen Bau beobachteten Spolien — römische Backsteine und undatierbare ältere Verputzreste — sowie auch gelegentlich in den Grabfüllungen festgestellter Mörtelabbruch sowie Verputzfragmente.

Ein weiterer Belegungshorizont scheint uns mit den Gräbern 17 und 19 (möglicherweise auch Nr. 20) gegeben. Als relativ-chronologischer Bezug zur Gruppe der Erdbestattungen ist festzuhalten, dass Grab 17 von Nr. 16 leicht gestört wird, also älter ist. Zudem betrifft diese Störung die sekundäre Bestattung in Grab 17. In der zu dieser Belegung gehörigen Grabeinfüllung wurde der einzige relevante Fund dieser Ausgrabung geborgen: eine Münze des römischen Kaisers Claudius II. Gothicus, die kurz nach seinem Tode im Jahre 270 geschlagen worden ist¹⁶³. Wir können nicht annehmen, dass diese Münze für das Grab 17 — jedenfalls für die sekundäre Belegung — datierend ist. Aber sie gibt uns zusammen mit der topographischen Lage der Gräber 17 und 19 ausserhalb der Siedlung entlang der alten Strasse den Hinweis, dass hier eine spätantike Friedhofssituation vorliegen könnte. Der Unterschied im Bestattungsniveau der beiden Gräber von knapp 70 cm lässt das Ost-West-Gefälle der Strasse recht deutlich nachvollziehen. Grab 17 und 19 sind übrigens nicht wie die Erdbestattungen in den gewachsenen Boden angelegt worden. Die mit der ursprünglichen Bestattung von Grab 17 angelegten Platten des Grabbodens lagen auf einer

¹⁶³ ROM, Kaiser Claudius II. Gothicus, kurz nach 270 (LK 23—1; 2 g, 19 mm). DIVO CLAVDIO, Kopf des Kaisers n.r. mit Bart, Strahlenkrone. Rs. CONSECRATIO, Adler n.r. zurückgewandt.

dunkelerdigen Auffüllung, die zahlreiche menschliche Knochenteile enthielt und damit eine über dieses Grab zurückreichende Belegung des Friedhofes annehmen lassen.

Grab 3 schliesslich wird einem separaten Belegungshorizont dieses Friedhofs beigeordnet werden müssen. Es liess sich stratigraphisch nachweisen, dass dieses Grab anlässlich der spätmittelalterlichen Erweiterung der Peterskirche aufgegeben wurde, was bedeutet, dass Grab 3 bis zu jenem Zeitpunkt Bestand hatte. Es kann zudem für dieses Grab mit grosser Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden, dass im Süden eine Grabmauer bestand. Vielmehr verlief Grab 3 im Süden gegen den hier rund 30 cm höher anstehenden gewachsenen Boden im Bereich der romanischen Nordmauer. Man wird daraus abzuleiten haben, dass Grab 3 gegen die Nordmauer der romanischen Kirche angelegt wurde, dieser somit zeitlich nachfolgte.

Bemerkenswert ist zudem die Tatsache, dass die Westmauer der spätmittelalterlichen Erweiterung der Kirche dem — auffallend schrägen — Verlauf von Grab 3 folgt. Zudem lässt die Machart dieses Grabes sowohl mit seinem für ein eigentliches Aussengrab ungewöhnlichen Mörtelboden sowie den unüblich massiven Mauer(fundamenten?) annehmen, dass über diesem Grab eine Art Bedachung vielleicht in Form eines Bogens oder einer Aedicula bestand, welche wohl an eine Mauer an der Stelle der spätmittelalterlichen Westmauer anlehnte. Man muss annehmen, dass ein solcher, zunächst unverständlicher Mauerverlauf durch eine vorgegebene Situation determiniert wurde, wie sie offenbar auch noch zur Zeit der Erweiterung der Peterskirche gegeben war. Diese könnte beispielsweise darin bestanden haben, dass Besitzverhältnisse und Wegrechte berücksichtigt werden mussten, etwa eine zum Bischofsschloss führende Abzweigung von der Strasse. Vielleicht haben wir sogar mit einer Friedhofmauer zur Zeit der romanischen Kirche zu rechnen, die im Verlauf identisch ist mit der West- und Nordmauer der spätmittelalterlichen Peterskirche.

Zusammenfassend haben wir von drei Belegungsphasen dieses Gräberfeldes auszugehen:

- *Belegungsphase I* wird durch die Gräber 17 und 19 eventuell Nr. 20 repräsentiert. Dieser Bestattungshorizont wird einerseits durch einen von den übrigen Gräbern dieses Friedhofes abweichenden Grabtypus und andererseits durch die topographische Lage dieser Bestattungen (jedenfalls der Nrn. 17 und 19) entlang der ins Tal hinabführenden Überlandstrasse ausserhalb der Siedlung charakterisiert. Zudem ist anzumerken, dass die einzige *in situ* angetroffene Bestattung dieser Belegungsphase eine Sargbestattung war und sich darin von allen übrigen Bestattungen dieses Gräberfeldes unterschied.
- *Belegungsphase II* umfasst sämtliche Erdbestattungen dieses Friedhofes sowie Grab 1. Dieses dürfte als Innengrab möglicherweise einer vorromanischen Kirche angelegt worden sein, während die Erdbestattungen wohl als Teil des dazugehörigen Friedhofes zu interpretieren sind. Ferner ist darauf hinzuweisen, dass mit Ausnahme von Grab 9 sowie der Kleinkindbestattungen in den Gräbern 7, 10 und 11, wo entsprechende Spuren vielleicht verloren gegangen sind, sämtliche *in situ* gefassten Bestattungen dieser Belegungsphase (auch diejenige in Grab 1) auf Totenbretter gebettet waren.

- *Belegungsphase III* ist allein durch Grab 3 gekennzeichnet. Es dürfte sich dabei um ein durch einen Überbau ausgezeichnetes Grab an der Nordwestecke der romanischen Kirche gehandelt haben. Der dazugehörige Friedhof, dessen Gräber bei der Abtiefung des Geländes zur Zeit der spätmittelalterlichen Erweiterung der Peterskirche verschwunden sein dürften, war möglicherweise von einer Mauer an der Stelle der spätmittelalterlichen West- und Nordmauer begrenzt. Die im Knochendepot bei Grab 3 gefassten Skelettreste von insgesamt sieben Individuen stammen wahrscheinlich kaum alle aus diesem Grab, sondern sind möglicherweise bei der Auflassung des Friedhofes an dieser Stelle deponiert worden.

Population

Auffallend und überraschend ist in erster Linie die altersmässige Zusammensetzung der in diesem Gräberfeld bestatteten Population. Siebzehn oder 58 % aller Bestattungen sind Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren (inklusive eines Fötus) und lediglich 42 % sind Erwachsene über 18 Jahren. Sind Kinder und Jugendliche gewöhnlich mit einem Anteil von 20–30 % in mittelalterlichen Gräberfeldern vertreten¹⁶⁴, so liegt deren Anteil im Gräberfeld von St. Peter in Leuk wesentlich höher. In den Belegungsphasen II und III stellen diese beiden Lebensalter sogar die Mehrzahl der Bestattungen dar (II: 63 % — III: 57 %).

Erstaunlich ist auch die altersmässige Aufteilung der Kinder und Jugendlichen im Leuker Gräberfeld. Von den insgesamt 17 Individuen dieser Altersgruppe sind 12, d. h. gut 70 % Säuglinge unter einem Jahr einschliesslich eines Fötus. Acht bis zehn davon sind keine drei Monate alt geworden, also bei oder kurz nach der Geburt gestorben. In den frühmittelalterlichen Friedhöfen von Zürich konnte für die Zeit des 9.–11. Jhs. ein Anteil von rund 20 % der Neonaten und Säuglinge an der Anzahl Kinder und Jugendlichen ermittelt werden, während aus der Zeit vor dem 9. Jh. überhaupt keine Säuglinge gefasst werden konnten¹⁶⁵.

Von den insgesamt 12 über 18jährigen Erwachsenen konnten sieben nach ihrem Geschlecht bestimmt werden: vier waren männlich, drei weiblich. Mit Ausnahme einer nicht völlig gesicherten Bestimmung einer jungen Frau (Grab 10) kann festgestellt werden, dass die hier bestatteten Männer alle jung waren (20- bis 30jährig), die Frauen hingegen wesentlich älter, nämlich 50- bis 60jährig. Die Lebenserwartung der Menschen in frühgeschichtlicher Zeit, welche einmal das Lebensalter von 20 Jahren erreicht hatten, lag durchschnittlich bei etwa 36 Jahren, wobei die Lebenserwartung der Frauen niedriger war (Kindbett) als diejenige der Männer¹⁶⁶.

Was das morphologische Erscheinungsbild der Skelette im Gräberfeld unter St. Peter in Leuk betrifft, so konnte CH. SIMON aufgrund von zwei Vergleichen mit den Populationen der beiden Beinhäuser Sitten und Raron (Leuk ist

¹⁶⁴ H. F. ETTER/J. E. SCHNEIDER, «Zur Stellung von Kind und Frau im Frühmittelalter», in: ZAK 39 (1982), S. 53.

¹⁶⁵ ETTER/SCHNEIDER, *Kind und Frau*, S. 53.

¹⁶⁶ L. PAULI, *Die Alpen in Frühzeit und Mittelalter*, München 1980, S. 135.

leider noch nicht untersucht) sowie mit derjenigen des frühmittelalterlichen Friedhofes von Conthey zeigen, dass die Verstorbenen des Leuker Gräberfeldes weitgehend dem alpinen Typus entsprechen, wie er im Wallis seit dem Frühmittelalter fassbar ist.

	<i>Bestattungsphase</i>			<i>Insgesamt</i>
	<i>I</i>	<i>II</i>	<i>III</i>	
Säuglinge (0- bis 1jährig)	0	9 = 47 %	3 = 43 %	12 = 41 %
Kinder u. Jugendl. (1- bis 18jährig)	1 = 33 %	3 = 16 %	1 = 14 %	5 = 18 %
Erwachsene (über 18jährig)	2 = 67 %	7 = 37 %	3 = 43 %	12 = 41 %
Total	3 = 100 %	19 = 100 %	7 = 100 %	29 = 100 %

Von den einzelnen Bestattungsphasen des Leuker Gräberfeldes ist bestenfalls der Belegungshorizont II statistisch einigermaßen repräsentativ erfassbar. Hier liegt der Anteil der unter 18jährigen bei 63 %; der Anteil der Säuglinge an der Gesamtpopulation beträgt noch immer 47 %, gemessen allein an den Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren ist er gar mit 75 % zu beziffern. Werfen wir einen Blick auf die räumliche Verteilung der Säuglingsbestattungen in Belegungsphase II (vgl. Abb. 33), so ist eine Häufung solcher Gräber im nordöstlichen Teil des Spritzenhauses festzustellen nicht unähnlich dem Gräberfeld auf dem Zürcher Münsterhof¹⁶⁷. Allerdings sind in Leuk zwei Säuglinge zusammen mit Erwachsenen bestattet worden (Gräber 10 und 11), zudem ist Grab 6 durch die beiden Erwachsenenräber 8 und 9 von der übrigen Gruppe der Säuglingsgräber getrennt.

Die Zusammensetzung der Population des Gräberfeldes unter St. Peter in Leuk ist in dreifacher Hinsicht ungewöhnlich, ausgehend von unseren bisherigen Kenntnissen vergleichbarer Friedhofpopulationen:

1. Das Vorhandensein von frühmittelalterlichen Säuglingsgräbern.
2. Der zahlenmässige Anteil von Säuglings- und Kinderbestattungen an der Gesamtpopulation des Gräberfeldes.
3. Die altersmässige Zusammensetzung der erwachsenen Verstorbenen.

Was die anderswo nur selten bezeugte Existenz frühmittelalterlicher Säuglingsgräber betrifft, so müssen für Leuk sicher einmal die günstigen geomorphologischen Voraussetzungen sowie das im Talabschnitt zwischen Sierre und Leuk besonders trockene Klima in Betracht gezogen werden, welche die Erhaltung der feinen Säuglingsknochen überhaupt ermöglicht haben. Zudem ist im Vergleich beispielsweise mit dem Gräberfeld auf dem Zürcher Münsterhof auch auf die ethnischen Unterschiede der beiden Populationen hinzuweisen: Während für

¹⁶⁷ ETTER/SCHNEIDER, *Kind und Frau*, S. 52, vgl. Abb. 5.

Zürich jedenfalls eine alemannische Dominanz anzunehmen ist, so kann für Leuk wohl von einem gallo-römischen Bevölkerungssubstrat ausgegangen werden.

Betrachtet man den hohen Anteil von Säuglings- und Kinderbestattungen an der Population des Leuker Gräberfeldes, so muss dabei in Rechnung gezogen werden, dass dieser Friedhof nicht vollständig erfasst werden konnte. Sollten sich die Säuglingsbestattungen jedoch tatsächlich auf einen bestimmten Bezirk des gesamten Gräberfeldes konzentriert haben, der möglicherweise weitgehend aufgedeckt worden ist, so wäre nicht auszuschliessen, dass der Leuker Friedhof, was das Verhältnis zwischen Kindern und Erwachsenen betrifft, eine Strukturierung zeigte, wie sie eigentlich für mittelalterliche Gräberfelder zu erwarten wäre¹⁶⁸, bisher jedoch kaum in dieser Zusammensetzung angetroffen wurde.

Ungewöhnlich ist auch die altersmässige Verteilung der erwachsenen Verstorbenen im Leuker Friedhof: vier Männer im Alter von 20—30 Jahren, zwei Frauen zwischen 50 und 60 Jahren sowie möglicherweise eine 18- bis 20jährige Frau, die, zusammen mit einem Säugling bestattet, vielleicht im Kindbett gestorben ist. Die Zahl von sieben Erwachsenen ist freilich sehr klein und stellt möglicherweise einen völlig zufälligen Ausschnitt der nicht vollständig erfassten Gesamtpopulation dieses Gräberfeldes dar, weshalb vor voreiligen Schlüssen zu warnen ist.

Trotz all dieser sicherlich notwendigen Relativierungen wird man jedoch bezüglich der Zusammensetzung der Population im Leuker Gräberfeld mit CHRISTIAN SIMON feststellen müssen *que certains éléments nous échappent pour comprendre ces anomalies*¹⁶⁹.

Die romanische Kirche

Es war eigentlich zu erwarten gewesen, dass bei den Grabungen im Innern des Spritzenhauses die Fundamente der Nordmauer der romanischen Kirche gefasst werden könnten, deren Lage aufgrund des bekannten nordwestlichen Eckverbandes ziemlich genau zu erschliessen war. Dem war jedoch nicht so. Der Grund liegt darin, dass das Innenniveau der Kirche anlässlich der spätmittelalterlichen Erweiterung rund 80 cm abgetieft worden war. Das dazugehörige Bauniveau, belegt durch Mörtelabfall entlang der spätmittelalterlichen Nordmauer, lag 15—30 cm tiefer als die Unterkante der romanischen Süd- und Westmauerfundamente mit Ausnahme der Südwestecke, wo das Fundament auf einen wahrscheinlich im gewachsenen Boden anstehenden Findling abgestützt ist. Da zudem auch die Fundamentunterkante der Nordwestecke des romanischen Baus rund 20 cm oberhalb des spätmittelalterlichen Bauniveaus lag, muss man davon ausgehen, dass die Nordmauer — mit Ausnahme des im spätmittelalterlichen Bau integrierten nordwestlichen Eckverbandes — bei der Erweiterung der Kirche vollständig und einschliesslich der Fundamente abgetragen worden ist.

¹⁶⁸ Gemäss der Lebenserwartung der Menschen im Mittelalter müssten theoretisch rund die Hälfte der Bestattungen in einem Friedhof Kinder und Jugendliche sein; vgl. PAULI, *Die Alpen*, S. 134.

¹⁶⁹ CH. SIMON, *Etude anthropologique sommaire des squelettes humains provenant de l'église Saint-Pierre de Loeche*, Ms., Genève 1984.

Die erhaltenen romanischen Fundamente der Süd- und Westmauer zeigen, dass sie, ursprünglich wohl nur geringfügig ins anstehende Terrain eingetieft, frei aufgeführt worden sind. An den Fassaden bilden sie mit dem aufgehenden Mauerwerk eine gemeinsame Flucht; im Innern der Kirche treten sie zwei bis drei Steinlagen hoch wenig über die Mauerfront vor. Die Innenwände weisen gleichermassen wie die Fassaden eine *Pietra rasa* mit grosszügig angelegtem horizontalem Fugenstrich auf.

Ein zur Zeit des spätmittelalterlichen Umbaus bis unter die Fundamentunterkante abgetieftes Innenniveau hatte zur Folge, dass sämtliche zum romani-

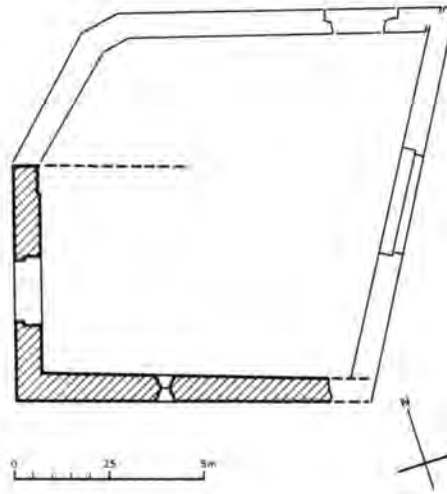


Abb. 16. — St. Peter: romanische Kirche, Grundriss

schen Bau gehörigen Boden- und Binnenkonstruktionen abgegangen sind. Aufgrund von Beobachtungen am aufgehenden Mauerwerk kann ein ursprüngliches Niveau des romanischen Kirchenschiffes auf gut 731.50 rekonstruiert werden. Dies ergibt sich einesteils aus der an der Westfassade zu beobachtenden Schwellenhöhe des Portals, zum andern lässt sich an der Innenseite der Südmauer feststellen, dass die *Pietra rasa* wenig unterhalb von 731.50 ausläuft und oberhalb dieses Niveaus Schmutzspuren aufweist.

Zwei bei der Ausgrabung erfasste Elemente, wiewohl sie nicht gedeutet werden konnten, sind hier der Vollständigkeit halber anzuführen. Es handelt sich dabei einerseits um zwei mit Brandresten angefüllte Pfostenlöcher von 30—40 cm Durchmesser im nordwestlichen Bereich des Spritzenhauses, die offensichtlich zusammengehören. Das eine lag unter Grab 17 und ist somit älter als dieses, auch älter als die Schicht der Friedhoferde unter dem Grab. Es ist nicht auszuschliessen, dass es sich bei diesen Pfostenlöchern um Spuren einer vorgeschicht-

lichen Konstruktion handelte. Das andere Element dürfte jünger sein; vom stratigraphischen Befund her lässt sich lediglich feststellen, dass es vor der spätmittelalterlichen Erweiterung der Peterskirche angelegt wurde. Die Rede ist von einem abgesägten Holzpfosten rechteckigen Querschnitts (15 × 25 cm), der östlich von Grab 21 in eine nierenförmige Grube eingelassen und mit Steinen verkeilt war.

Bevor wir uns zur Rekonstruktion dieser romanischen St. Peterskirche äussern, möchten wir versuchen, ihre Entstehung zeitlich einzugrenzen. Elemente, die uns einen Hinweis auf die *zeitliche Stellung dieses Baus* geben können,

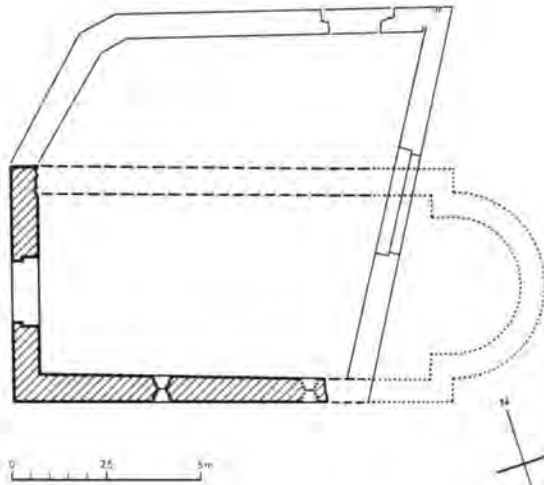


Abb. 17. — St. Peter: romanische Kirche, Rekonstruktionsvorschlag.

sind die *Pietra rasa*, das Fenster sowie das Portal. Die sorgfältige aber zugleich auch grosszügige Machart der *Pietra rasa* mit ausschliesslich horizontalem Fugenstrich, die gedrungenen Proportionen sowohl des Portals auch des Fensters, welches letzteres zudem auffallend hoch sitzt, deuten auf eine Zeit des ausgehenden 10. oder beginnenden 11. Jhs. hin. Ferner ist auch auf die Bogenkonstruktion mit Farbwechsel des Portals hinzuweisen — mit aller Vorsicht freilich, da wir wissen, dass diese verputzt war. Es ist allerdings nicht auszuschliessen, dass auf dem Verputz der Steinwechsel wiederum aufgemalt war ähnlich den Blendarkaden-Dekorationen von *St. Johann in Müstair* oder *S. Lucio in San Vittore (Misox)*. Die Wurzeln solcher Bogenkonstruktionen mit Stein- bzw. Farbwechsel reichen bis in die Spätantike zurück. Diese Tradition wird in der karolingischen Zeit wieder aufgenommen und ist besonders im 11. und 12. Jh. ein weitverbreitetes Stilelement. Von drei datierten Monumenten aus der zweiten Hälfte des 10. Jhs. im nordwestlichen Frankreich (*Beauvais, Le Mans, Langeais*) sind solche

Bogenkonstruktionen alternierend aus Backsteinen und hellen Hausteinen als frühe Beispiele dieser hochmittelalterlichen Tradition bekannt¹⁷⁰.

Bei der Rekonstruktion der romanischen Peterskirche von Leuk gilt es zuerst einmal, den Verlauf der abgegangenen Nordmauer zu ermitteln. Dieser ergibt sich zum einen aus der erhaltenen Nordwestecke, zum andern ist die Flucht der Nordfassade durch den Verlauf von Grab 3 ziemlich genau bestimmt, von dem wir annehmen dürfen, es sei an diese Kirche angebaut worden (Abb. 16).

Die erhaltenen Teile des romanischen Baus belegen, dass dessen Breitenausdehnung an der Westfassade gute 6 Meter betrug; die erhaltene Länge der Südfassade misst 8.40 m. Es lässt sich nun aber feststellen, dass der südöstliche Eckverband des Spritzenhauses unterhalb des nachträglich eingebrochenen barocken Fensters direkt an romanische Mauerteile anschliesst, was bedeutet, dass 1830 in diesem Bereich romanisches Mauerwerk abgebrochen worden ist. Daraus wird man ableiten dürfen, dass die Ausdehnung der romanischen Südmauer gegen Osten mindestens der Ausdehnung der Südmauer des Spritzenhauses entsprochen hat, was ungefähren Proportionen des romanischen Kirchenschiffes von 1:2 entsprechen würde. Als Chorabschluss möchten wir eine um Mauerstärke eingezogene Apsis vorschlagen (Abb. 17).

Ein solcher Bautypus aus der Zeit der Jahrtausendwende ist in unseren Gegenden nicht unbekannt. Er konnte in ähnlicher Weise in den beiden Pfarrkirchen von *Oberkirch* SG¹⁷¹ und *Einigen* am Thunersee, Bau II — hier allerdings als eine im Grundriss stark verzogene Anlage —¹⁷² nachgewiesen werden. Etwas älter ist das geographisch am nächsten gelegene Beispiel: *St. German* im Oberwallis, 9. Jh.¹⁷³. Sowohl in den Grössenverhältnissen als auch in der Mauerstärke der frühromanischen Peterskirche von Leuk am nächsten stehend kann die *St. Verena und Mauritius* geweihte Burgkapelle von *Zurzach* bezeichnet werden. Dieses vor 1000 entstandene Gotteshaus wies zudem, ähnlich wie *St. Peter* in Leuk, ein *hochsitzendes Rundbogenfenster von gedrückten Proportionen* auf¹⁷⁴.

Mit den erhaltenen Bauelementen als auch mit der vorgeschlagenen Rekonstruktion fügt sich *St. Peter* von Leuk recht gut in das Bild von Landkirchen um die Jahrtausendwende. Eher ungewöhnlich erscheint uns jedoch die Portalgestaltung — auch wenn die konstruktiven Elemente nicht sichtbar waren —, die möglicherweise auf westliche Vorbilder zurückgeht.

Die spätmittelalterliche Kirche

Die romanische Peterskirche ist zu einem späteren Zeitpunkt erheblich vergrössert worden. Dabei sind die West- und Südmauer der bestehenden Anlage in den Neubau integriert worden, die beide aufgehöhht wurden. Der Raumgewinn bestand unter Aufgabe eines Friedhofbezirkes in einer Erweiterung der Anlage

¹⁷⁰ Vgl. J. HUBERT, *L'art préroman*, Paris 1938, S. 90f., Fig. 109f.

¹⁷¹ H. R. SENNHAUSER, «Oberkirch», in: *Vorromanische Kirchenbauten*, S. 242.

¹⁷² H. R. SENNHAUSER, «Einigen», in: *Vorromanische Kirchenbauten*, S. 67.

¹⁷³ DUBUIS, *Sanctuaires primitifs*, Fig. 4, Nr. 58.

¹⁷⁴ H. R. SENNHAUSER, «Zurzach», in: *Vorromanische Kirchenbauten*, S. 397f.; vgl. H. R. SENNHAUSER, *Katholische Kirchen von Zurzach*, Zurzach 1983, S. 24—26, Abb. 37.

gegen Norden bis hart an die Strasse sowie vor allem auch gegen Osten mit dem Bau eines neuen Chores. Auffallend ist die bereits erwähnte Schrägstellung der erweiterten Westfassade, die der Ausrichtung eines bei diesem Neubau aufgegebenen Grabes folgte. In einem bei Kanalisationsarbeiten ausgehobenen Graben wurde das Südmauerfundament sowie ein Eckfundament des nördlichen Chorzuges angeschnitten, welche es ermöglichten, die östliche Ausdehnung des Kirchenschiffes zu erfassen. Dies erlaubt die Feststellung, wonach die Fläche des Schiffes gegenüber dem Vorgängerbau etwa verdreifacht worden sein dürfte.

Als ursprüngliche Elemente dieser spätmittelalterlichen Erweiterung von St. Peter konnten ein Nebenportal sowie der Eingang zu einer Empore in der Nordmauer des Kirchenschiffes — beide offensichtlich dem Zentrum von Leuk zugewandt — und ferner ein hochrechteckiges Fenster in der angebauten Westwand nachgewiesen werden. Bemerkenswert ist auch eine Beobachtung im östlichen Teil der erhaltenen Nordfassade, wonach hier ursprünglich eine *Pietra rasa* ohne Fugenstrich bestand, was bedeutet, dass man das Erscheinungsbild der Fassaden demjenigen der romanischen Kirche angeglichen hat. Im Innern dagegen ist die Kirche verputzt worden.

Für das vergrösserte und gegenüber dem Vorgängerbau auch aufgehöhte Kirchenschiff war eine neue *Bedachung* notwendig. Davon haben sich im heutigen Spritzenhaus wahrscheinlich die Binderbalken mit seitlichen Nuten für Deckenbretter erhalten, wobei anzumerken ist, dass sich deren originale Versetzung nicht überall zweifelsfrei hat nachweisen lassen. (Die eigentliche Dachkonstruktion des Spritzenhauses ist modern.) Das Schiff der spätmittelalterlichen Peterskirche dürfte demnach mit einer *flachen Holzdecke* gedeckt gewesen sein.

Was haben nun die Ausgrabungen an Erkenntnissen bezüglich dieses Kirchenneubaus erbracht? Der im Hinblick auf die archäologischen Untersuchungen gravierendste Eingriff bestand in der erwähnten Abtiefung des Terrains im Innern der Kirche. Das *Bauniveau* der spätmittelalterlichen Erweiterung lag auf einer Höhe von 730.50—79 und somit 0.80—1.00 m tiefer als der romanische Fussboden. Dieses Bauniveau lag aber nicht nur gegenüber dem bisherigen Fussboden erheblich tiefer, es lag auch 15—30 cm unterhalb UK der Fundamente der auch von der spätmittelalterlichen Anlage weiterbenützten romanischen Süd- und Westmauer. Der zu diesem Neubau gehörige *Fussboden* lag auf einem Niveau zwischen 730.80 im Westen und 731.10 im Osten des Spritzenhauses. Es handelte sich dabei um einen Holzfussboden, von dem sich grosse Teile der Unterlagsbalken erhalten haben. Von Westen nach Osten sind solche, das ganze Kirchenschiff durchziehende Auflagebalken im Abstand von durchschnittlich 2 m angelegt worden, von Norden nach Süden hingegen im Abstand von rund 1.50 m. Diese Balken mit einem Querschnitt von 7—10 × 16 cm sind an den Kreuzungsstellen mit flachen Steinen unterlegt worden, und offenbar zu ihrer Stabilisierung hat man die Zwischenräume mit einem Kalkguss ausgefüllt. Darauf haben sich stellenweise Abdrücke und auch geringe Reste der Bodenbretter erhalten, welche in nordsüdlicher Ausrichtung verlegt waren.

Vom möglicherweise zunächst weiterbenützten romanischen Westportal müsste somit eine Innentreppe auf das spätmittelalterliche Fussbodenniveau angelegt gewesen sein. Auch der Nebeneingang im Norden lag mit einem Schwellenniveau von 731.93 rund 0.80 höher als der Schiffboden, so dass hier ebenfalls eine Innentreppe angenommen werden muss.

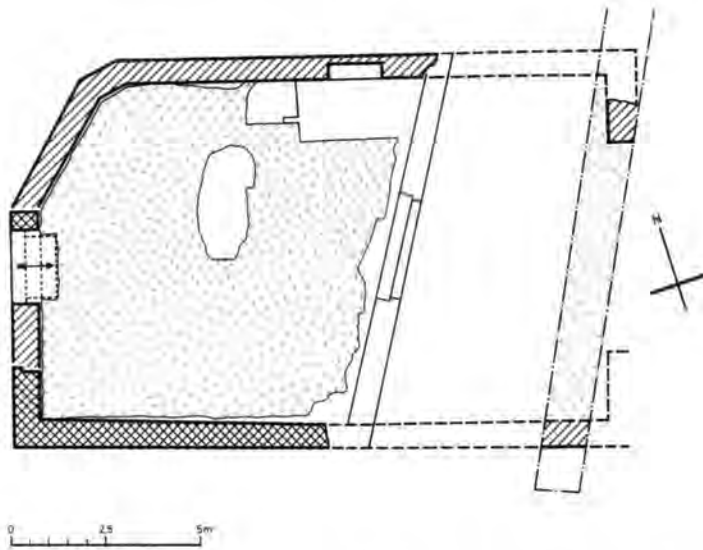


Abb. 18. — St. Peter: spätmittelalterliche Kirche, Grundriss mit barockem Fussboden.

Schwieriger zu erfassen war die *Emporenkonstruktion*, zu deren definitiven Abklärung eine Bauuntersuchung im Innern des Spritzenhauses notwendig gewesen wäre. Aus dem Bauvertrag von 1648 geht hervor, dass damals eine Empore bereits bestand, wie ja auch die massive und aufwendige Absenkung des Innenniveaus der Kirche sowie die Aufhöhung der wiederverwendeten romanischen Mauern zweifellos im Zusammenhang mit der Einrichtung einer Empore gesehen werden müssen. Bei der Ausgrabung konnten zwei behauene Unterlagssteine festgestellt werden, auf welche die wahrscheinlich hölzernen Emporenstützen gestellt wurden. Diese Unterlagssteine waren nicht mit Mörtel fundiert, sondern trocken versetzt und mit Steinen verkeilt worden. Aufgrund ihrer Lage muss ein leicht schräger Verlauf der Emporenbrüstung angenommen werden. Da der nördliche dieser beiden Unterlagssteine vom Kalkguss zwischen den Auflagebalken des Fussbodens überdeckt war — im Bereich des südlichen hat sich die Kalkschicht nicht erhalten —, muss angenommen werden, dass die Emporenstützen auf den Holzfussboden gestellt waren, was allerdings eine ungewöhnliche Konstruktionsweise darstellt.

Bei einem Versuch, den spätmittelalterlichen Neubau der Peterskirche zu rekonstruieren (vgl. Abb. 19), wird man vom Kirchenschiff auszugehen haben, welches in seiner Ausdehnung als auch in seinem Volumen erschliessbar ist. Es mass im Lichten rund 15 m in der Länge und knapp 9 m in der Breite; die Höhe bis zur Holzdecke dürfte rund 5.50 m betragen haben. Von der Anlage des Chores ist nach den bisherigen Untersuchungen nur gerade die Breite ungefähr abschätzbar. Aufgrund der Proportionen des Schiffes wird man wohl am ehesten eine polygonale Choranlage anzunehmen haben, was auch die hiezu aussage-

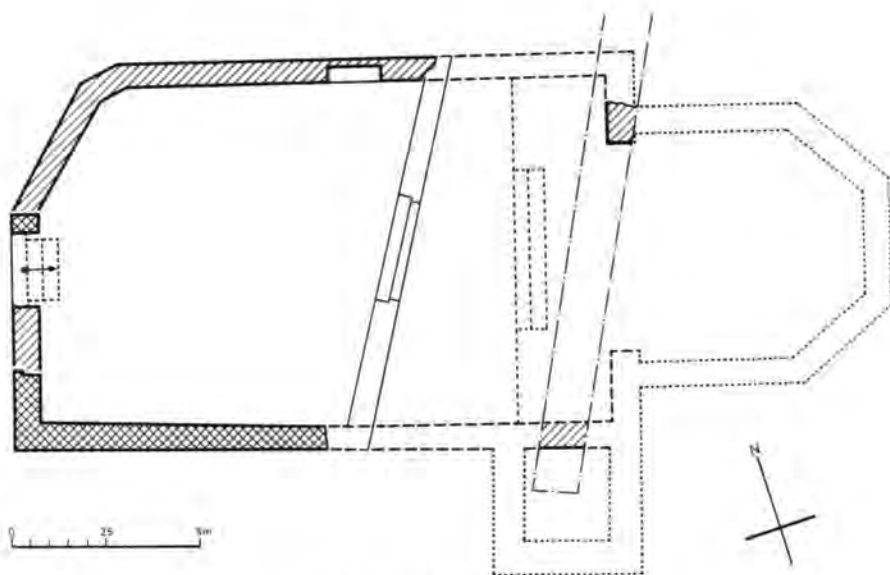


Abb. 19. — St. Peter: spätmittelalterliche Kirche, Rekonstruktionsvorschlag.

kräftigste Bildquelle, das 1803 gemalte Bild des Sebastianaltars in der Ringackerkapelle, nahelegt¹⁷⁵. Wir möchten mit Abb. 19 lediglich eine Formvorstellung einer möglichen Choranlage geben.

Die ikonographischen Quellen zu St. Peter zeigen einen *Glockenturm* an der Südseite der Kirche, der sich offenbar entlang des Schiffes beim Choreinzug befunden hat. Aufgrund dieser Darstellungen muss man annehmen, dass dieser Turm mit der spätmittelalterlichen Erweiterung der Kirche entstanden ist. Leider haben sich von diesem um 1830 abgebrochenen Turm keinerlei Reste gefunden bzw. als sicher dazugehörig nachweisen lassen. Auch in dieser Hinsicht ist somit unser Rekonstruktionsvorschlag in Abb. 19 eine hypothetische Annahme.

Eine *Datierung* des Neubaus von St. Peter ist angesichts der gegebenen Elemente nicht einfach. Das hochrechteckige Fenster an der Mauerschräge der Westwand scheint mit seiner altertümlichen Konstruktionsweise wie auch mit seinen Proportionen ins 15. oder gar noch ins 14. Jh. zu weisen, was sich auch mit der Bauweise der Schiffsmauern durchaus vereinbaren liesse. Dagegen legen der mit einem Stichbogen angelegte Eingang zur Empore wie auch beim Nebenportal eine spätere Entstehungszeit nahe. Der Stich- oder Segmentbogen besonders bei Portalen, wie übrigens auch der Spitzbogen, hat im Oberwallis und besonders in

¹⁷⁵ Vgl. J. HEINZMANN, *Die Ringackerkapelle*, Visp o. J., Abb. auf S. 7. — Der Merianstich von 1654, der in der Darstellung von Gebäuden recht summarisch ist, scheint die Peterskirche eher mit einem Rechteckchor wiederzugeben.

Leuk ohnehin nur selten Verwendung gefunden; ihnen sind zumeist der Rundbogen und später auch der gerade Türsturz vorgezogen worden. Zudem lassen die Bauelemente an dieser Kirche kaum stilistische Rückschlüsse über die Herkunft des Baumeisters zu. So müssen wir uns damit begnügen, eine spätmittelalterliche Entstehungszeit dieser jüngeren Peterskirche anzunehmen.

Spätere Umbauten und Profanierung

Es haben sich sowohl bei der Bauuntersuchung am Spritzenhaus als auch bei den Ausgrabungen eine Reihe von baulichen Veränderungen an der spätmittelalterlichen St. Peterskirche nachweisen lassen, auf die wir hier lediglich summarisch hinweisen möchten. Über einen Umbau sind wir durch einen Bauvertrag von 1648 dokumentiert. Es waren jedoch nicht alle in diesem Kontrakt angegebenen Vereinbarungen am Bau nachzuweisen. Hingegen konnte eine Reihe weiterer baulicher Eingriffe festgestellt werden, die zur gleichen Zeit ausgeführt worden sein dürften: Umbau des Westwandfensters zu einer Aussennische, Anlage eines neuen Fensters in der Südwand, jüngere Phase des Westportals sowie Unterfangung der romanischen Westmauer.

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde der Nebeneingang im Norden zu einer Innennische umgebaut und gleichzeitig über dem aufgegebenen Eingang eine muschelbekrönte Figurennische angelegt. Wahrscheinlich zur gleichen Zeit, wohl Ende des 17. Jhs. oder im 18. Jh., wurde als neuer Fussboden ein Mörtelstrich auf einer Steinsteckung angelegt. Dieser Mörtelstrich konnte, rund 65 cm höher anstehend, auch im Kanalisationsgraben beobachtet werden. Es dürfte sich dabei um einen Teil des um drei Stufen erhöhten Chorpodiums gehandelt haben¹⁷⁶.

Anlässlich des Baus einer neuen Strasse von Susten nach Leuk um 1830 ist die Peterskirche profaniert worden. Dabei wurden das Chor, der Turm sowie die östlichen Teile des Kirchenschiffes abgebrochen und der Bau im Osten mit einer neuen Mauer zugesetzt. Es ist nicht bekannt, zu welchem Zweck das Gebäude nach seiner Profanierung diente, noch zu welchem Zeitpunkt es als Feuerwehrlokal, der Verwendung vor der 1982 begonnenen Restaurierung, eingerichtet worden ist.

¹⁷⁶ Abb. 18 zeigt den spätmittelalterlichen Bau mit diesem Mörtelstrich sowie den zur Wandnische umgebauten Nebeneingang; desgleichen setzt auch der Rekonstruktionsvorschlag für die Chortreppe in Abb. 19 diesen jüngeren Fussboden voraus.

Das Mageranhaus

In einem knappen Exkurs möchten wir auf einige Resultate der vom Atelier d'archéologie médiévale, Moudon, durchgeführten summarischen Bauuntersuchung am Mageranhaus in Leuk eintreten¹⁷⁷. Die Bauanalyse wurde zwischen dem 2. und 11. Mai 1983 von Georges Descœudres in Zusammenarbeit mit Werner Stöckli durchgeführt. Die zeichnerischen Aufnahmen stammen von Heinz Kellenberger, die Umzeichnungen für die vorliegende Publikation von Alain Muller.

Das Mageranhaus, im Stadtteil Loye gelegen (vgl. Abb. 1), ist ein dreigeschossiges Wohnhaus mit einem Turmaufbau über dem Treppenhaus. Es überspannt mit einem Bogen eine schmale Gasse; seine Hauptfassade ist die nördliche, welche gegen die Kreuzgasse gerichtet ist. Westlich und östlich stösst das Haus an Nachbarbauten an. In einem vollständig mit Täfer ausgekleideten Raum des 1. OG ist auf einem Deckenbalken die Inschrift angebracht: «D. MICHAEL MAGERAN LEVCAE BVRGEN(SIS) ME FVNDITVS EXTRVI CVRAVIT ANNO 1611 PRIMA DIE MAII: Ann Gottes Segen ist alles glaegen» (Herr Michael Mageran, Bürger von Leuk, liess mich am 1. Mai 1611 von Grund auf erbauen).

Die Bauuntersuchung konnte bestätigen, was bereits früheren Autoren aufgefallen war¹⁷⁸, dass nämlich der Passus *liess mich von Grund auf erbauen* nicht wörtlich zu nehmen ist, wohl aber eine grundlegende Umgestaltung des Hauses zur Voraussetzung hatte. Wir wollen im folgenden kurz die Vorgängerbauten vorstellen, welche bei der Umgestaltung von 1611 in den heutigen Bau integriert wurden.

Bei der Bauanalyse konnten drei ältere, d. h. vor 1611 entstandene Hausteile gefasst werden, je ein westlicher und ein östlicher sowie ein mittlerer Hausteil, welcher letzterer sich über dem das Verbindungsgässchen überspannenden Bogen erhebt (vgl. Abb. 20). Westlich dieses Gässchens, welches den Rathausplatz mit der Kreuzgasse verbindet, bestand ursprünglich ein massives Steinhaus wohl drei Stockwerke hoch über einem Kellergeschoss. Dieses Gebäude zeigte, wie an einer einzigen Stelle zu beobachten war, anfänglich eine *Pietra rasa* ohne Fugenstrich an den Fassaden, ist vor 1611 jedoch verputzt worden. Es war durch eine wie die Aussenmauern rund 65 cm starke Binnenmauer zweigeteilt, welche zwar mit jenen nicht im Verband war, aber dennoch ursprünglich scheint. Bei der Nordostecke haben sich an der Nordfassade Reste des ursprünglichen Portals (Gewände- und Keilsteine eines Rundbogens) im EG erhalten. Ein weiterer Eingang war bei der Nordwestecke im 1. OG zu beobachten. Leider konnte nicht abgeklärt werden, ob er ursprünglich zu einem westlich anstossenden Nachbarhaus führte oder ein über eine Aussentreppe erreichbarer Hocheingang war.

¹⁷⁷ G. DESCŒUDRES, *Bauuntersuchung am Mageranhaus in Leuk*, Ms. Moudon 1983. — Das zum Zeitpunkt der Bauanalyse teilweise noch bewohnte Haus erlaubte lediglich Untersuchungen im UG und teilweise im EG des westlichen Hausteils sowie im gesamten 1. OG. Wir möchten dem Hausbesitzer, Herrn Heinz Rossel, sowie dem Architekten Adalbert Grand für die Ermöglichung dieser Arbeiten danken.

¹⁷⁸ Vgl. CARLEN, *Inventar*, Nr. 30, S. 102; hier auch die ältere Literatur.

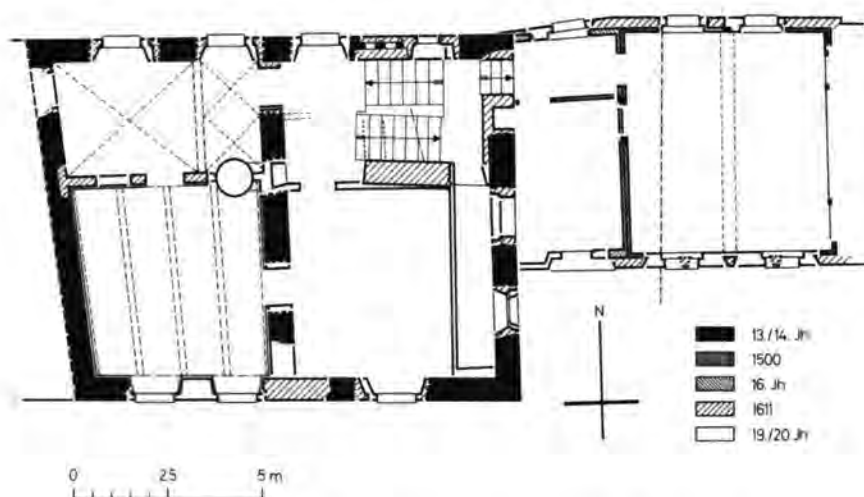


Abb. 20. — Mageranhaus: Grundriss des 1. OG, Periodenplan.

Der überraschendste Befund bot sich zweifellos nach der Freilegung eines gekuppelten Fensters im 1. OG an der Nordfassade (Abb. 34). Es handelte sich dabei um zwei schmale Rundbogenöffnungen, die an der Aussenseite von einem zu Dreivierteln freistehenden Rundstab eingerahmt waren und hier zwei ebenfalls rundbogige Nischen zeigten, diese durch einen schmalen Pfeiler mit kapitellartigem Aufsatz getrennt. Auf der Innenseite öffnete dieses Biforium in eine mit einem flachen Bogen überwölbte Nische. Die Laibungen und die leicht nach aussen geneigte Bank des Fensters als auch die Innen- und Aussennischen waren mit einem rötlichen, stuckartigen Verputz von ausgezeichneter Qualität angelegt. Dieses Fenster zeichnet das 1. OG dieses Wohnhauses zweifellos als *piano nobile* aus. Geringe Reste eines ebenfalls mit diesem feinen Stuckmörtel angelegten Fensters waren auch an der Südwand dieses Geschosses zu beobachten. Ferner haben sich Teile eines ursprünglichen, jedoch mehrfach veränderten Kamins erhalten.

Das erstaunlich gut erhaltene Zwillingsfenster an der Nordfassade gibt uns auch Hinweise für eine Datierung dieses Steinhauses. Das formale Instrumentarium dieses Biforiums (besonders der Rundstab sowie das Kapitell des Mittelpfeilers) steht in spätromanischer Tradition, die Proportionen der Fensteröffnungen hingegen dürften eher als frühgotisch zu betrachten sein. Wir möchten deshalb eine Datierung in die Zeit um 1300 oder ins frühe 14. Jh. vorschlagen.

Genau datiert ist hingegen der östlich des Verbindungsgässchens gelegene Vorgängerbau des Mageranhauses. Es handelt sich dabei um ein Holzhaus über einem gemauerten Erdgeschoss. Die beiden in Blockbauweise angelegten Obergeschosse ragten, zum EG leicht desaxiert, rund 1 m über den Mauersockel gegen das Gässchen hinaus und waren dort ursprünglich wohl mit Bugbalken abge-

stützt¹⁷⁹. Im 1. OG — nur dieses konnte vom östlichen Hausteil untersucht werden — war an der Westwand ein Eingang festzustellen, der möglicherweise bereits für eine frühe Verbindung zum Steinhaus im Westen zeugt. Der heutige Mittelteil des Mageranhauses über dem Gässchen ist zwar erst später, aber noch vor 1611 entstanden. Zwei vermauerte Türen in der Ostwand des 1. OG haben wohl ins sogenannte Feuerhaus geführt, wo sich die Küche befand¹⁸⁰. Wie die Befensterung dieses Raumes ursprünglich angelegt war, liess sich nicht mehr ermitteln, da im 19. Jh. grossflächige Fensterausbrüche vorgenommen worden sind. Die Holzbauweise dieses Hauses ist beim Umbau von 1611 durch eine Vormauerung kaschiert worden, wie dies übrigens bei Häusern dieser Art in Leuk mehrfach beobachtet werden kann.

Im 1. OG dieses Holzhauses war auf dem Nord-Süd verlaufenden Dielbalken eine Inschrift mit dem Datum 1500 angebracht¹⁸¹. Da Dielbäume solcher Bauten gewöhnlich in Firstrichtung verlegt waren¹⁸², ist anzunehmen, dass dieses Haus vor seinem Umbau im Jahre 1611 mit der Firstseite zur Hauptgasse im Norden stand.

Der Grosskaufmann und Politiker Michael Mageran hat somit zu Beginn des 17. Jhs. zwei völlig verschiedene Haustypen, die bereits zuvor durch einen Mitteltrakt miteinander verbunden worden waren, zu einem eigentlichen Stadtpalais umgestalten lassen. Allerdings wird man für den westlichen Hausteil mit seinem aufwendig und qualitativ gestaltetem Doppelfenster im *piano nobile* annehmen müssen, dass es sich dabei bereits zuvor um ein stattliches Wohnhaus eines sehr reichen Bürgers gehandelt hat. Verfügte dessen Erbauer nicht über ausgedehnten Grundbesitz, so hat er sein Vermögen in Leuk wohl nur als Kaufmann machen können. Während diese repräsentative Stadtresidenz als Haustypus auch in den Städten nördlich der Alpen gut bekannt ist, stellt das Holzhaus mit seinen im Blockbau gestalteten, vorkragenden Obergeschossen über einem gemauerten Erdgeschoss eine einheimische Wohnhausform ländlichen Ursprungs dar¹⁸³.

Aspekte einer Pfarrei- und Siedlungsgeschichte von Leuk

Die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen in der Pfarrkirche St. Stephan wie auch in der ehemaligen St. Peterskirche haben unsere Kenntnisse sowohl der Pfarreigeschichte als auch der Siedlungsentwicklung von Leuk

¹⁷⁹ Die östliche Begrenzung des Gässchens ist in Abb. 20 als dick gestrichelte Linie eingezeichnet.

¹⁸⁰ Vgl. CARLEN, *Inventar*, S. 162.

¹⁸¹ Die nurmehr schlecht erhaltene Datumsinschrift wird von CARLEN, *Inventar*, S. 102 als 1507 gelesen.

¹⁸² CARLEN, *Inventar*, S. 162.

¹⁸³ CARLEN, *Inventar*, S. 163; vgl. auch W. RUPPEN, *Kunstdenkmäler des Kantons Wallis I*, Basel 1976, S. 17ff.

erheblich erweitert. Wir wollen im folgenden versuchen, im Sinne eines zusammenfassenden Überblicks eine Deutung des frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Werdens und Wachsens von Leuk zu geben.

Im 3./4. Jh. unserer Zeitrechnung hat an der Stelle der heutigen Pfarrkirche ein Gebäudekomplex gestanden, bei dem es sich möglicherweise um eine *Strassenstation*, eine *Taverna* oder wohl eher ein *Hospitium*, gehandelt hat. Diesem sind bereits zwei in Stein gebaute Vorgängeranlagen vorausgegangen, über deren Funktion wir zwar nicht mehr wissen, als dass sie (wohl ständig) bewohnt waren, bei denen es sich jedoch ebenfalls bereits um Herbergen gehandelt haben könnte. Diese Annahme stützt sich auf das Wissen um die ursprüngliche römische Verwaltungseinheit der *Raetia* und der *Vallis poenina*, was eine häufig begangene Strassenverbindung, ja wahrscheinlich sogar einen *cursus publicus* im Rhonetal bedingte. Die grösste Funddichte dieser Epoche haben unsere Grabungen jedoch in der Zeit des 3./4. Jhs. erbracht, für die, jedenfalls mit einem nordafrikanischen Scherben, *Fernhandelsgut* für Leuk belegt ist.

Aus dieser Zeit stammt auch eine Münze, welche bei der Spritzenhausgrabung geborgen wurde und die zusammen mit weiteren Beobachtungen, die im einzelnen nicht wiederholt werden sollen, einen Hinweis darauf sein könnte, dass zu jener Zeit ein erstes *Gräberfeld* im Bereich der späteren Peterskirche bestanden hat. Damit ist allerdings nicht die erste Belegungsphase des hier gefassten Friedhofes gemeint, sondern die beobachteten Reste eines älteren Gräberfeldes.

Möglicherweise ist die *Ortsbezeichnung* Leuk im Zusammenhang mit der vermuteten Strassenstation zu verstehen, nämlich *leuca* als gebräuchliche Nebenform des gallo-römischen Wegmasses *leuga*¹⁸⁴. Der Ortsname hat sich vielleicht von einem Leugenstein abgeleitet, wie man vergleichbare Ableitungen für Ortsbezeichnungen auch von römischen Meilensteinen her kennt¹⁸⁵.

Nach der Landnahme der Burgunder in der *Sapaudia* sind die römischen Gebäulichkeiten in Leuk, wozu auch eine Villa im Bereich des Ringackers gehört haben könnte, mit dem dazugehörigen Grundbesitz gemäss dem System der *Hospitalitas* möglicherweise als Krongut eingezogen und später als Hof von Leuk, *curtis de Leuca*, an das Kloster St. Maurice vergabt worden. Es ist denkbar, dass die günstige Verkehrslage des Ortes das Interesse der burgundischen Krone geweckt hatte, dessen Wahrnehmung bei deren zunehmenden Orientierung nach Südwesten jedoch dem Hauskloster überlassen wurde. Wieweit eine Missionstätigkeit des Klosters St. Maurice, wie dies I. MÜLLER vermutet hat¹⁸⁶, angesichts der früh bezeugten Bistumsorganisation im Wallis sowie der nun wohl neu zu beurteilenden Verkehrssituation im oberen Rhonetal notwendig war, ist schwierig zu ermassen. Dennoch ist eine mögliche Teilhabe oder Initiative von St. Maurice beim Bau einer *ersten Kirche* in Leuk, vielleicht noch im 6. Jh. oder im 7. Jh., nicht auszuschliessen. Die insgesamt neun Bestattungen in und um diese Kirche, deren ursprüngliche Zahl wegen der grossflächigen Störung durch das

¹⁸⁴ A. HOLDER, *Alt-celtischer Sprachschatz*, Leipzig 1896ff., s. v. *leuca* und *leuga*. — Diese Vermutung hat bereits I. HOPFNER, «Leuk und Lonza», in: *Briger Anzeiger* 1926, 48 vorgebracht; seiner Argumentation können wir uns allerdings nicht anschliessen.

¹⁸⁵ A. GRENIER, *Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine*, vol. VI, 2, Paris 1934, S. 248—254.

¹⁸⁶ MÜLLER, *Pfarreien im Wallis*, S. 58.

Beinhaus wohl nicht vollständig erfasst werden konnte, implizieren durchaus nicht, dass es sich dabei um eine Friedhofkirche gehandelt hat. Es ist vielmehr anzunehmen, dass dies bereits die erste *Pfarrkirche* von Leuk war¹⁸⁷.

Dieser spätburgundisch-merowingischen Zeit ist vielleicht auch *Belegungsphase I des Gräberfeldes* unter St. Peter zuzuweisen. Es ist daran zu erinnern, dass diese Gräber wahrscheinlich die Weiterbenutzung eines bestehenden Friedhofes darstellten, was bedeutet, dass damals als neuer Bestattungsplatz nicht der Ort der späteren Peterskirche, sondern der Ort der ersten Stephanskirche anzusehen ist. Dies ist zudem ein wichtiges Argument dafür, dass der erste Kirchenbau von St. Stephan bereits eine Pfarrkirche war: als solche hat er die erwähnten Bestattungen anzuziehen vermocht, als Friedhofkirche wäre er wohl ins bestehende Gräberfeld angelegt worden.

Einen *zweiten Bau der Pfarrkirche* dürfen wir für die spätmerowingisch-frühkarolingische Zeit, wahrscheinlich vor dem 9. Jh. annehmen, wie aufgrund seiner liturgischen Ausstattung zu vermuten ist. Auffallend ist die enge Verbindung zahlreicher Gräber mit dieser Kirche, teils unmittelbar an der Chorabschlusswand, teils in Neben- bzw. Annexräumen und in einem Falle sogar als ein Arkosolgrab im Altarraum. Man wird sich dabei fragen müssen, ob Leuk vielleicht in den Besitz kostbarer (Stephanus-?) Reliquien gelangt ist, welche die auffallend gesuchte Nähe dieser Gräber zur Kirche und besonders zum Altarraum bewirkt haben könnten.

Zu jener Zeit ist möglicherweise eine *erste Peterskirche* in jenem älteren Friedhof am südlichen Rand der Siedlung entstanden. Ist dieser Kirchenbau nur indirekt und unsicher zu erschliessen, so dürfen wir jedenfalls für Grab I und die wohl gleichzeitigen Erdbestattungen dieses Gräberfeldes eine Entstehung spätestens in karolingischer Zeit annehmen. Es stellt sich im Hinblick auf die Population dieser *II. Belegungsphase des Gräberfeldes* natürlich die Frage, wer wurde hier und wer wurde im Bereich der Pfarrkirche begraben? Das Fehlen von gleichzeitigen Friedhöfen vergleichbarer Population macht jede Interpretation dieses Gräberfeldes von Leuk zu einem schwierigen Unterfangen. Dennoch lässt sich feststellen: Obwohl wir für die in und um Anlage IV von St. Stephan bestatteten Individuen aufgrund der Lage und teilweise auch der Machart ihrer Gräber auf einen gehobenen Sozialstatus schliessen dürfen, so muss dies jedenfalls auch für die Bestattungen in Grab I unter St. Peter angenommen werden. Vielleicht hat sich das Gräberfeld ausserhalb der Siedlung seit dem Bestehen einer Pfarrkirche in Leuk zu einem Friedhof für Fremde bzw. ausserhalb der Pfarreigemeinschaft stehende Personen entwickelt, was man etwa für ungetaufte Säuglinge anzunehmen hätte.

In diesem Zusammenhang ist zudem die Frage zu diskutieren, ob möglicherweise die Peterskirche das ursprüngliche Pfarreizentrum von Leuk darstellte, welches sich erst später mit St. Stephan verbunden hätte, wie dies für

¹⁸⁷ Die Entstehung einer Pfarrkirche an der Stelle einer älteren Friedhofkapelle, wie dies für mehrere Orte im Wallis anzunehmen ist (vgl. DUBUIS, *Sanctuaires primitifs*, S. 91ff.), scheint im Falle von Leuk wenig wahrscheinlich. Die erste Kirche hier ist wesentlich grösser als die bekannten Friedhofkirchen im Wallis. Zudem weist die zweite Kirche am Platz, für welche eine differenzierte liturgische Disposition nachgewiesen werden konnte und die mit grösster Wahrscheinlichkeit als Pfarrkirche zu betrachten ist, dieselbe Grösse auf wie ihre Vorgängerin.

Münster im Goms in ähnlicher Weise vermutet werden kann¹⁸⁸. Doch während hier die Peterskirche sich im Zentrum der Siedlung befindet und die heutige, der Mariä Himmelfahrt geweihte Pfarrkirche an den Siedlungsrand gebaut wurde, ist die Situation in Leuk gerade umgekehrt, womit hier wohl das einzige Argument für einen solchen Funktionswechsel entfällt.

Um die Jahrtausendwende wird mit einem Neubau die *erste gesicherte Peterskirche* in Leuk fassbar. Sie ist in ein bestehendes Gräberfeld angelegt worden und hat (weiterhin?) als *Friedhofkirche* gedient. Nach unseren bisherigen Kenntnissen müssen wir annehmen, dass St. Peter vor dem Bischofsschloss und auch vor dem Hospital erbaut wurde. Ihre Architekturelemente, besonders der Steinwechsel am Portalbogen, weisen auf westliche Einflüsse hin und könnten auf eine mögliche Vermittlung durch das II. Burgundische Reich hindeuten.

Nach einem *Umbau der Pfarrkirche* im 9. Jh. oder allenfalls im 10. Jh. ist nach der Jahrtausendwende mit der *vierten Stephanskirche* ein wesentlich grösserer Neubau in Form einer Saalkirche mit Apsis und Vorhalle entstanden. Möglich, dass dieser Bau mit der Schenkung Leuks durch Kaiser Heinrich IV. an seinen getreuen Gefolgsmann, Bischof Ermanfried von Sitten, in Verbindung zu bringen ist. Doch wie war Leuk in den Besitz des deutschen Kaisers gelangt? Wohl nicht anders, als dass die Vermischung von Gütern und Rechten des Klosters St. Maurice mit dem Krongut des II. Burgundischen Reiches¹⁸⁹ zur Entfremdung Leuks vom Kloster geführt hatte und nach 1032 beim Verschwinden eines eigenständigen burgundischen Reiches an die deutsche Krone gelangte. Zweifellos hatten die Rudolfinger ein Interesse an der wichtigen Rhonetalsstrasse gehabt. Deshalb ist es wohl kein Zufall, dass später Leuk und Naters in der langwierigen Auseinandersetzung zwischen dem Bischof und dem Kloster St. Maurice, dessen Interessen nicht uneigennützig von den Savoyer Grafen wahrgenommen wurden, das gleiche Schicksal des Hin- und Hergerissenwerdens erlitten.

Der wenig solide angelegte Bau von St. Stephan im 11. Jh. wurde schon nach einigen wenigen Generationen von Grund auf erneuert (*Anlage VII*). Für Leuk wird nun eine Zeit hoher Prosperität fassbar: Mühlen, Herbergen und eine neue Sust entstanden, ein Markt wurde eingerichtet, ein Hospital gebaut. Leuk wird eine Stadt und es verdankt diese Stadtwerdung wohl weniger seiner kirchlichen Zentrumsfunktion, sondern vor allem seiner wachsenden Bedeutung als *Etappenort und Umschlagplatz*. Wesentliche Impulse zur hochmittelalterlichen Siedlungsentwicklung von Leuk gingen von der Strasse aus und weit weniger von der bischöflichen Nebenresidenz am Rande der Stadt¹⁹⁰. Diese ist vielmehr als Ausdruck des Schutzes sowie der wirtschaftlichen Förderung, doch auch der Einflussnahme und der Wahrnehmung der Strassenhoheit durch den Landesherrn zu verstehen. Denn es besteht kein Zweifel: Die Prosperität von Leuk gereichte auch dem Bischof zum Nutzen.

¹⁸⁸ Vgl. W. RUPPEN, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Wallis*, Bd. I, Basel 1976, S. 57. — Ein gesichertes Beispiel einer solchen Funktionsverschiebung im Frühmittelalter ist beispielsweise aus Zurzach AG bekannt: Vgl. H. R. SENNHAUSER, *Katholische Kirchen von Zurzach*, Zurzach 1983, S. 4ff.

¹⁸⁹ Vgl. AMMANN, *Hof Leuk*, S. 126ff.

¹⁹⁰ Die Bedeutung des Bischofsschlusses für die Siedlungsentwicklung von Leuk hat besonders hervorgehoben: L. CARLEN, «Die Gründung der Stadt Leuk», in: *Walliser Jahrbuch* 1968, S. 20—25, besonders S. 23.

Die wahrscheinlich im Laufe des 12. Jhs. gebaute Anlage VII von St. Stephan vermochte den Bedürfnissen der Stadt Leuk bis in die zweite Hälfte des 15. Jhs. im wesentlichen zu genügen. Doch hat die Zeit des grossen wirtschaftlichen Aufschwunges in Leuk im 13. und 14. Jh. sich an der Pfarrkirche mit einer Reihe von eigentlichen *Statussymbolen* manifestiert: Ein Glockenturm wurde gebaut, eine Adelsgruft sowie eine Michaelskapelle entstanden, die Apsis wurde ausgemalt sowie Altäre gestiftet und reichlich mit Skulpturen ausgestattet. Es ist nicht ausgeschlossen, dass der Bau des Glockenturmes, welcher auch ein beherrschendes Element in der Anlage des Hauptplatzes darstellte, mit der Stadtwerdung Leuks in Verbindung zu bringen ist¹⁹¹.

In einem Visitationsbericht aus dem Jahre 1688 werden die Bürger von Leuk als Gründer und Erbauer der Peterskirche genannt. Es ist anzunehmen, dass dies ebenso wenig wörtlich zu nehmen ist wie die erwähnte Inschrift des Michael Mageran an seinem Haus, wohl aber als ein sicheres Indiz dafür gelten kann, dass Leuk als Besitzerin und Bauherrin beim *spätmittelalterlichen Neubau* der Kirche auftrat. Wer der Erbauer der ältesten Peterskirche war, darüber lassen sich lediglich Mutmassungen anstellen, wie ja auch die Frage, welche als die erste Kirche an dieser Stelle zu betrachten ist, nicht sicher geklärt werden konnte. Die respektable Vergrösserung von St. Peter im Spätmittelalter mit der Einrichtung einer Empore scheint auf einen Funktionswechsel der Kirche hinzudeuten. Wenn man der Überlieferung Glauben schenken will, wonach im 17. Jh. in der Peterskirche französisch gepredigt worden sei, wird man annehmen müssen, dass diese Erweiterung der Kirche wohl im Hinblick auf die Bedürfnisse der französischsprachigen Minderheit geschah, der man damit eine Art *zweite Gemeindekirche* zur Verfügung stellen wollte. Das allmähliche Verschwinden des französischsprachigen Bevölkerungsteils in Leuk dürfte auch für das spätere Schicksal der Kirche, die um 1820 als verlassen galt und zehn Jahre später profaniert und teilweise abgerissen wurde, verantwortlich sein.

In der zweiten Hälfte des 15. Jhs. entstand eine weitere bedeutsame Kirchenanlage mit dem *Neubau von St. Stephan*, dessen Vollendung sich allerdings hinzog. Die nachträgliche Errichtung des Beinhauses, die wahrscheinlich bis zur Schlussweihe der Kirche um 1514 bereits vollzogen war, ist vielleicht in gewisser Weise als Ersatz für die verlorengegangene Funktion von St. Peter als Friedhofkirche zu interpretieren. Die Bestattungsfläche war kleiner geworden, und eine zunehmende Bevölkerung mochte zudem eine raschere Belegungsabfolge des Friedhofes bei der Pfarrkirche bewirkt haben.

Die bescheidene Fundquantität der beiden Grabungen reicht zu einer schlüssigen Beantwortung der Frage nicht aus, ob eine *Funktionskontinuität* von der möglichen römischen Strassenstation zu der im Mittelalter und in der Neuzeit sicher belegten Bedeutung Leuks als Etappenort und Umschlagplatz bestanden hat. Immerhin ist die gegebene Möglichkeit, dass Leuk bereits in der Antike eine ähnliche Rolle gespielt hat wie nach der Jahrtausendwende, ein Indiz für eine solche Kontinuität. Es ist zudem in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass Leuk zweimal, wenn man dem Kern der Gründungstradition von St. Maurice

¹⁹¹ Über diese besonders auch in Norditalien häufig anzutreffende Verbindung von Kirche und Stadtturm vgl. A. REINLE, *Zeichensprache der Architektur*, Zürich 1976, S. 216—218.

glauben will, als Fiskalgut in Erscheinung tritt: im frühen 6. Jh. als Besitz des burgundischen Königshauses und im 11. Jh. als Besitz des deutschen Kaisers. Welch anderes Interesse als das der Strassenverbindung mochten die fernen Herrscher im Auge gehabt haben?

Der oft beschworene Zusammenbruch des Fernhandels im Frühmittelalter muss heute differenzierter gesehen werden¹⁹². Die karolingische Gewandfibel aus Grab 25A in St. Stephan ist jedenfalls für Leuk Zeugnis eines importierten Luxusartikels, wie auch die karolingische Münze eine Geldzirkulation für jene Zeit in Leuk belegt. Erstaunlich ist allerdings der aus Spanien importierte Stoff der im Grab 12 von St. Stephan gefundenen Kasel aus dem 13. Jh. Zielort dieses Importgutes war freilich kaum Leuk, sondern wohl eher Sitten, wo die Kasel hergestellt und bestickt worden sein könnte.

Ist eine Funktionskontinuität als Etappenort und Umschlagplatz von der Antike zum Mittelalter zwar nicht nachzuweisen, wenn auch zu vermuten, so tritt uns Leuk im Hochmittelalter als Zentrum einer ausgedehnten Pfarrei, als Marktplatz, als Ort einer Sust sowie einer Nebenresidenz der bischöflichen Verwaltung entgegen. Dabei ist bereits eine Funktionstrennung zwischen den einzelnen Quartieren zu beobachten: *Tschablen* mit der Pfarrkirche und der Kür (*curia*) ist das kirchliche Zentrum, *Loye* der Handels- und Umschlagplatz und *Galdinen* mit seinen Mühlen dürfte bereits zu jener Zeit die Rolle eines «Industrieviertels» zugekommen sein. Die bischöfliche Verwaltung wie auch die Sust befanden sich dagegen ausserhalb der Siedlung an der Strasse, ebenso das Hospital sowie ein Nebenfriedhof mit der St. Peterskirche.

¹⁹² Vgl. H.-U. GEIGER, «Münzwesen, Wirtschaft und Handel», in: *UFAS* VI, S. 198—200, besonders auch Abb. 16.

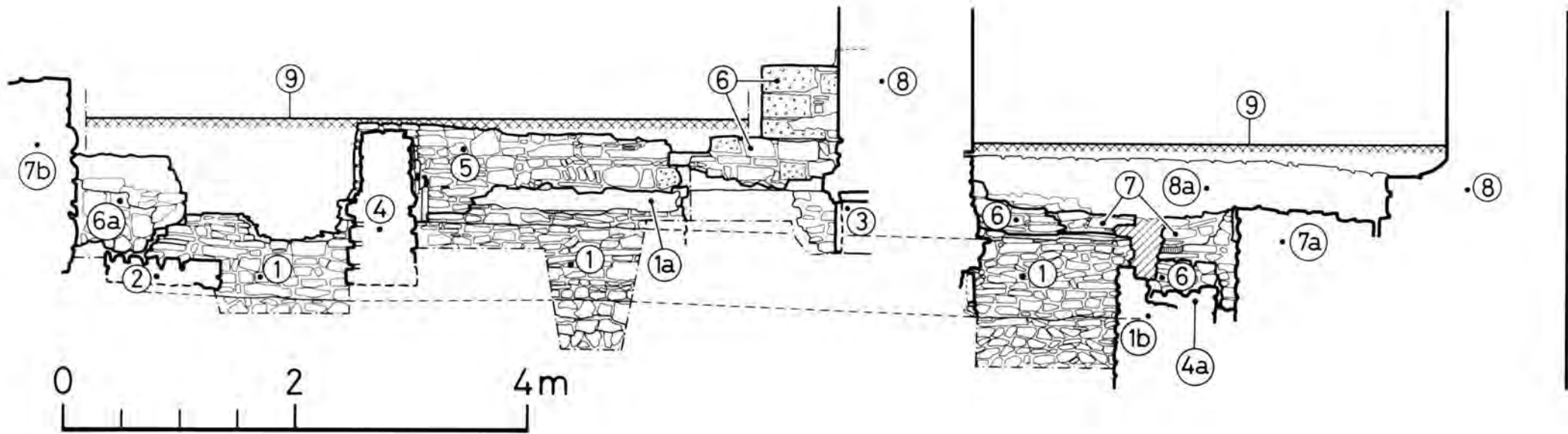


Abb. 21. — Grabung St. Stephan: Westansicht der römischen Ostmauer: 1) Ostmauer (Anlage I), 1a) Wandverputz auf Ostmauer (I), 1b) Südmauer (I), 2) Nordmauer (II), 3) Grab 18 (III), 4) Trennmauer zwischen Chor und Nordseitenraum (IV), 4a) Reparatur, Südmauer (IV), 5) Choraufmauerung (V), 6) südliche Chorschulter (VI), 6a) Fundament, nördliche Chorschulter (VI), 7) südliche Chorschulter (VII), 7a) Südmauer (VII), 7b) nördliche Chorschulter (VII), 8) Turmmauern, Schnitt (VIIA), 8a) Turmfundament, Ansicht (VIIA), 9) moderner Zementboden.

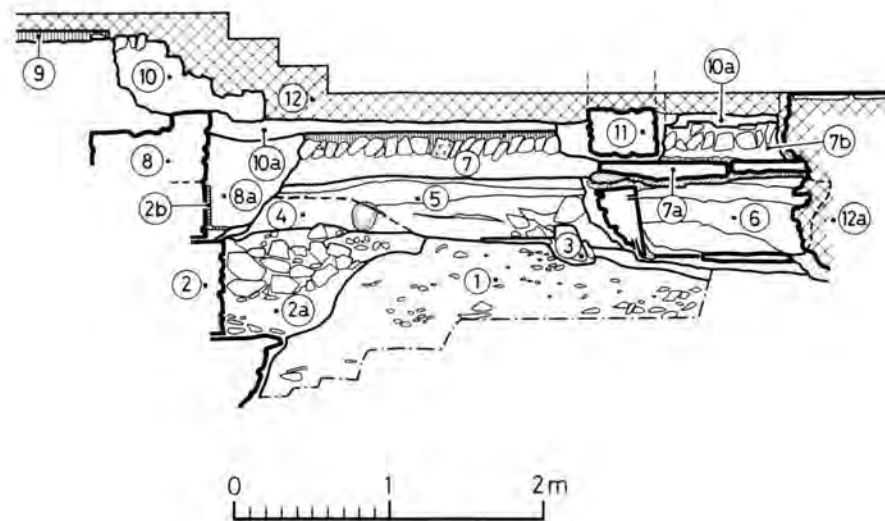


Abb. 22. — Grabung St. Stephan: Ost-West-Profil im Chor der Anlagen III/IV/V, Ansicht gegen Süden: 1) erdige Auffüllschicht, 2) Ostmauer (Anlage I), 2a) Mauergrube (I), 2b) Wandverputz (I), 3) steinumrandete Feuerstelle mit Bodenplatten (II), 4) Ascheschichtpaket (II), 5) Abbruch- und Einfüllschicht (III), 6) Grab 13 (III), 7) Chorfußboden (IV), 7a) Fundamentunterlage für Altar (IV), 7b) Altarfundament (IV), 8) Choraufmauerung (V), 8a) Mauergrube dazu (V), 9) Chorfußboden (VII bzw. VIIA), 10) Chortreppenfundament (VIII); 10a) Auffüllung unter Fußboden (VIII), 11) Fundament für Chorabschränkung (19. Jh.), 12) Zementfußboden (20. Jh.), 12a) Heizkanal (20. Jh.).

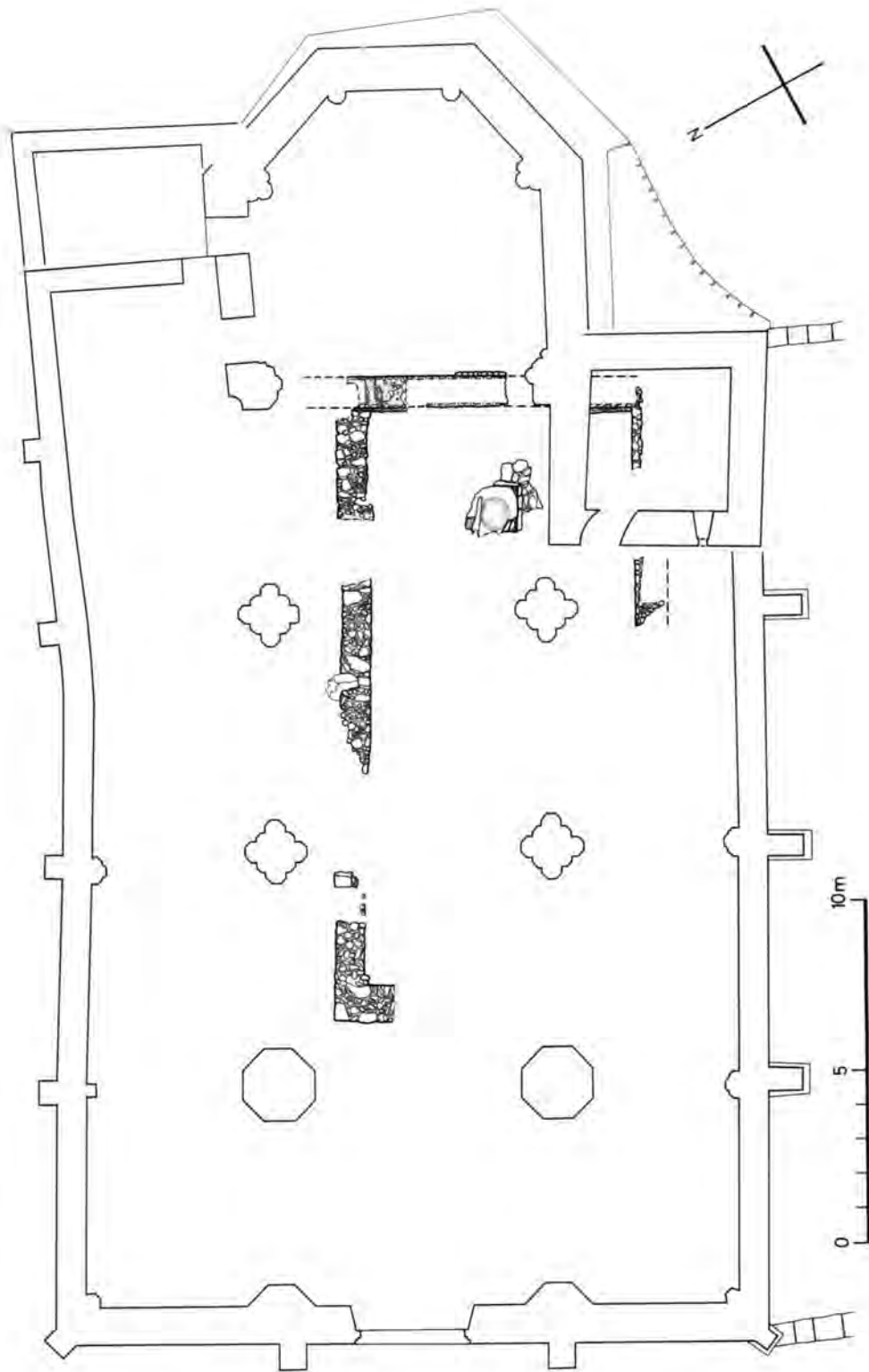


Abb. 23. — Grabung St. Stephan: Anlage II, Grabungsplan.

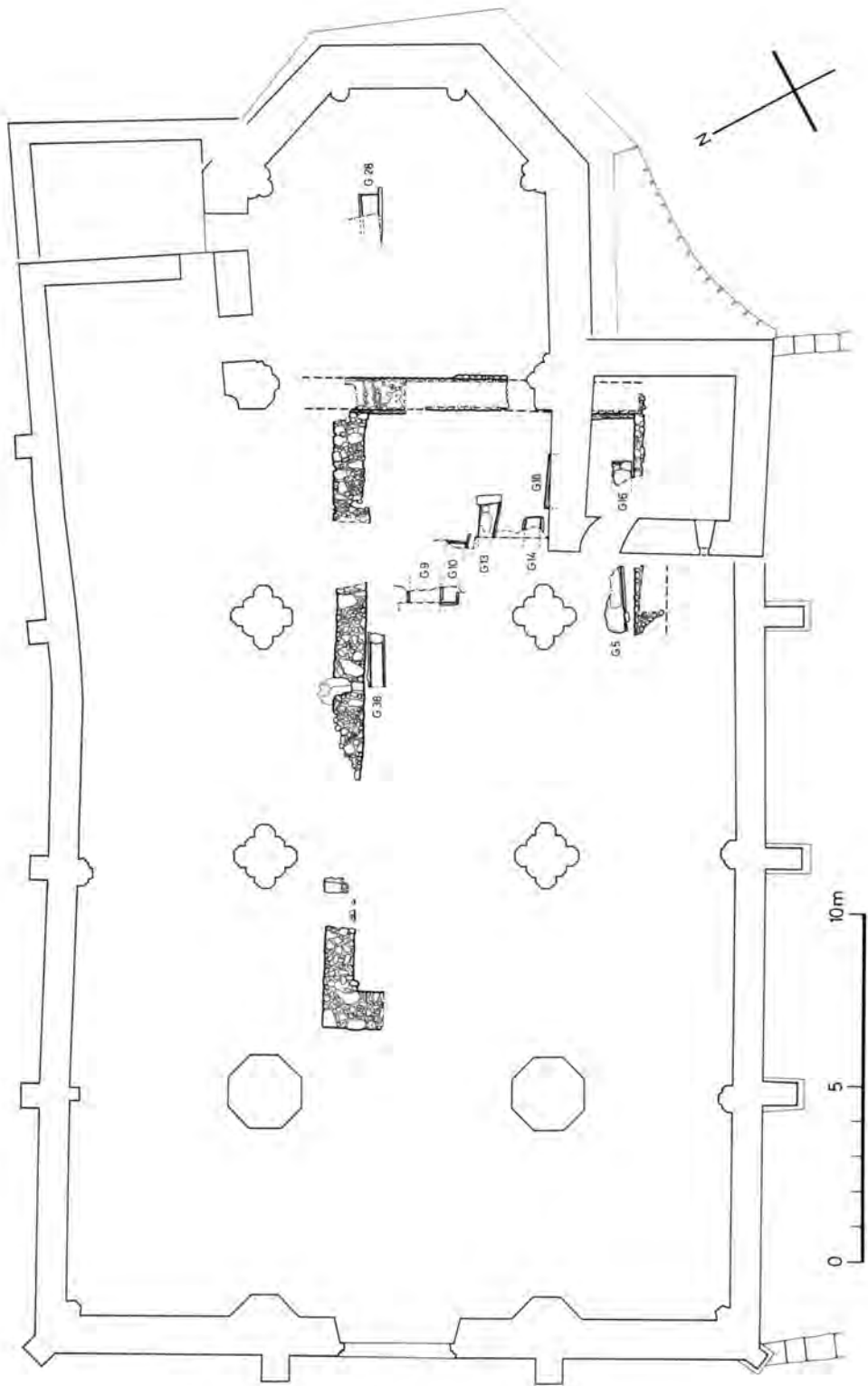


Abb. 24. — St. Stephan: Anlage III, Grabungsplan.

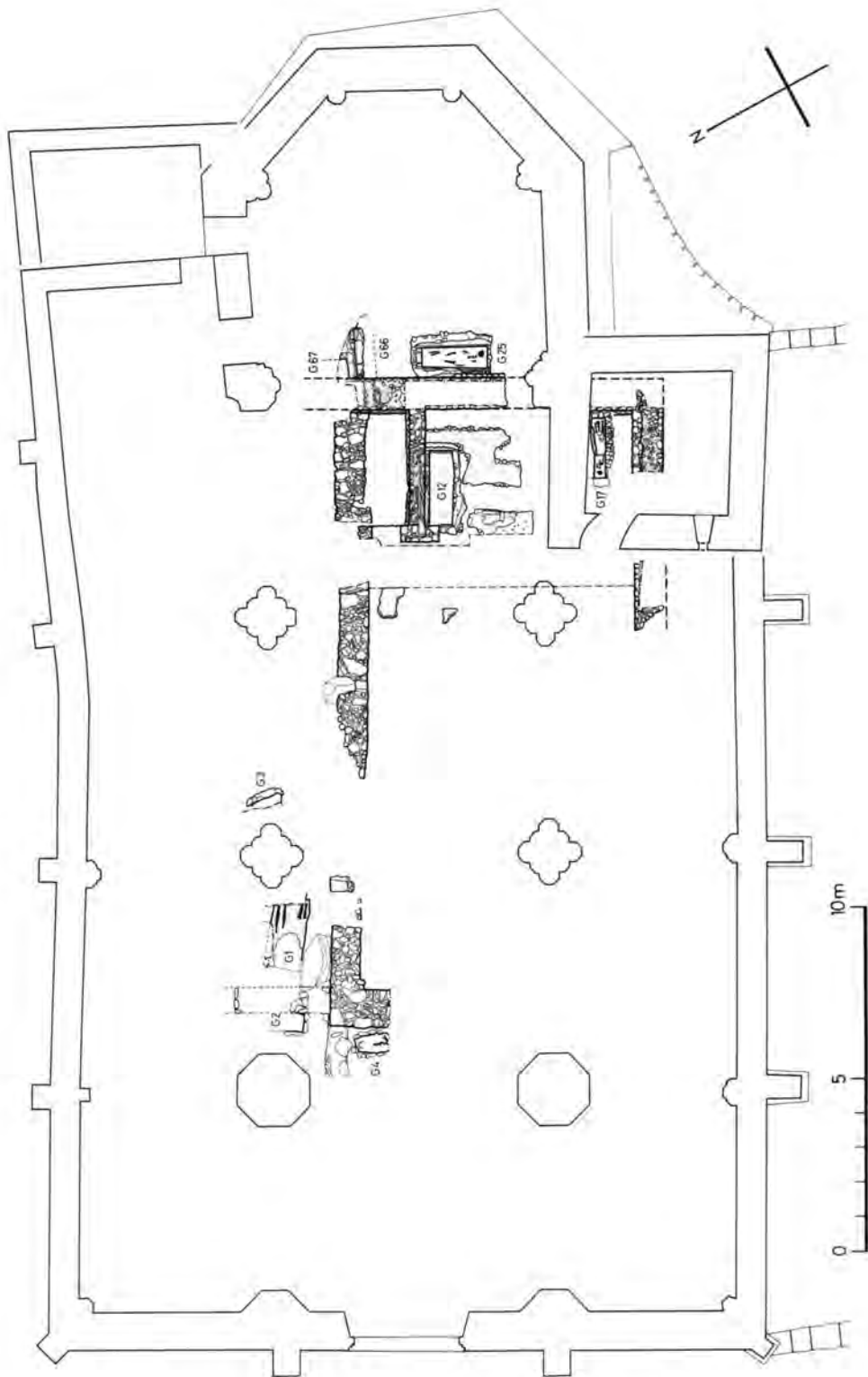


Abb. 25. — St. Stephan: Anlage IV, Grabungsplan.

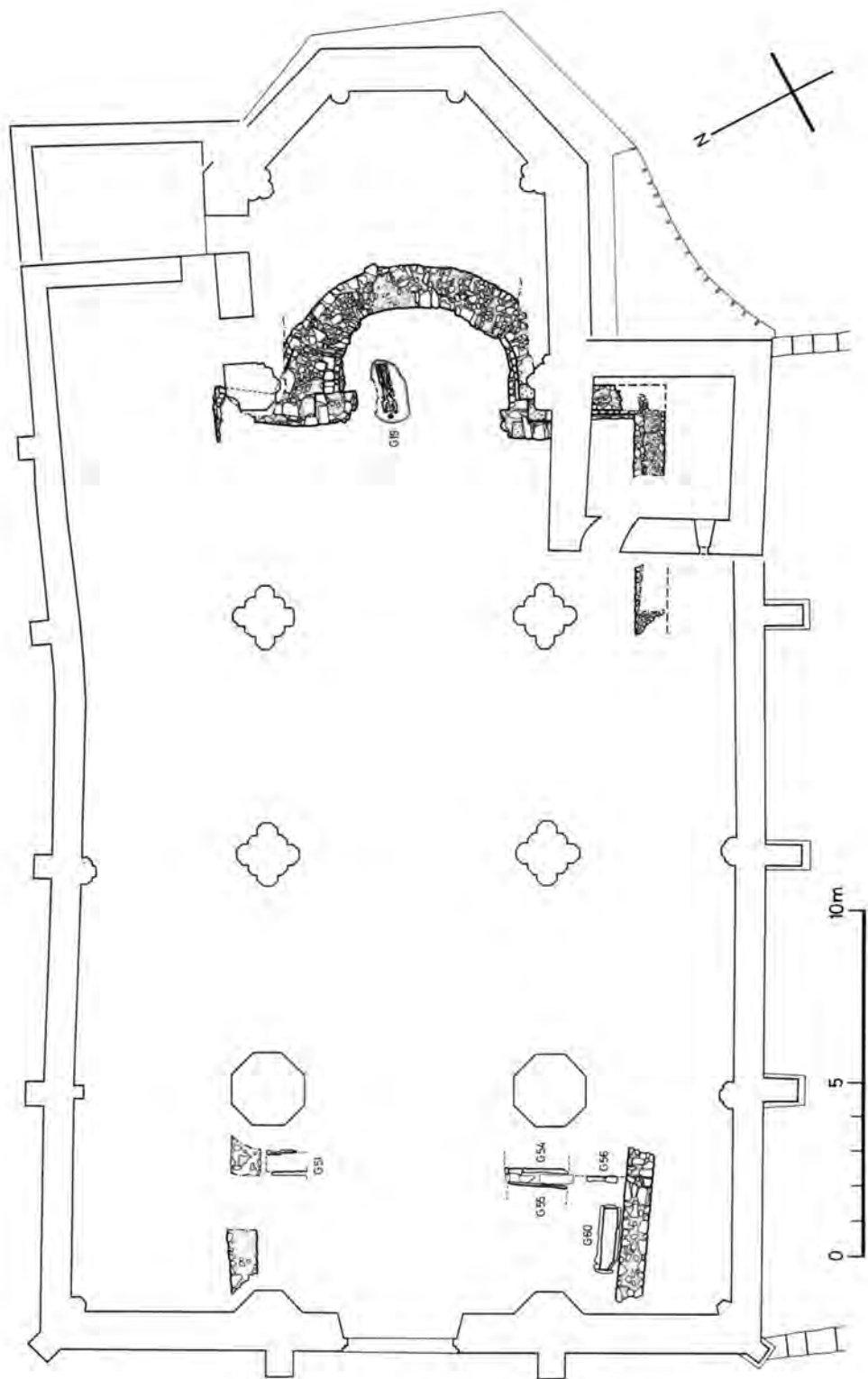


Abb. 26. — St. Stephan: Anlage VI, Grabungsplan.

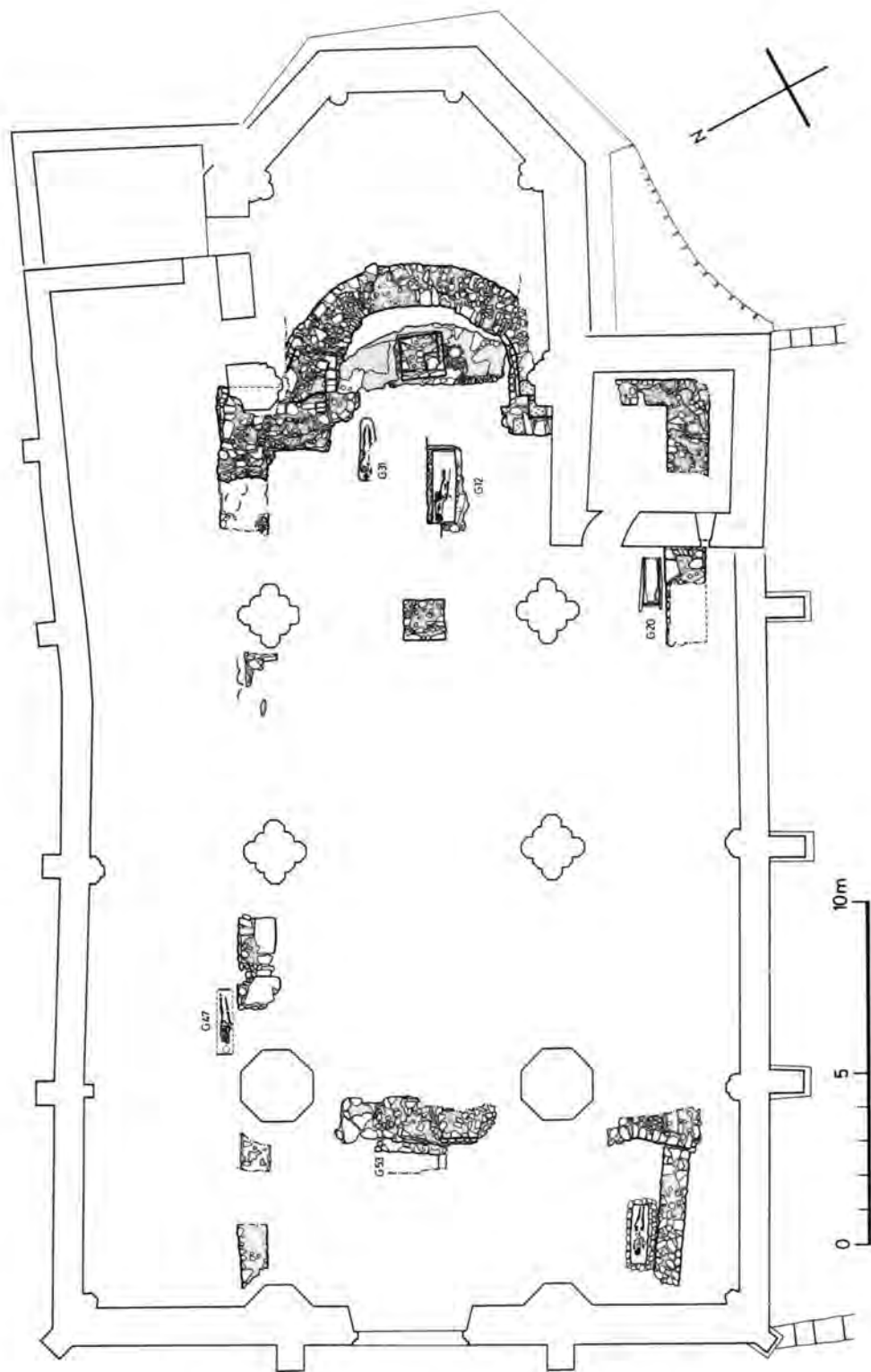


Abb. 27. — St. Stephan: Anlage VII, Grabungsplan.

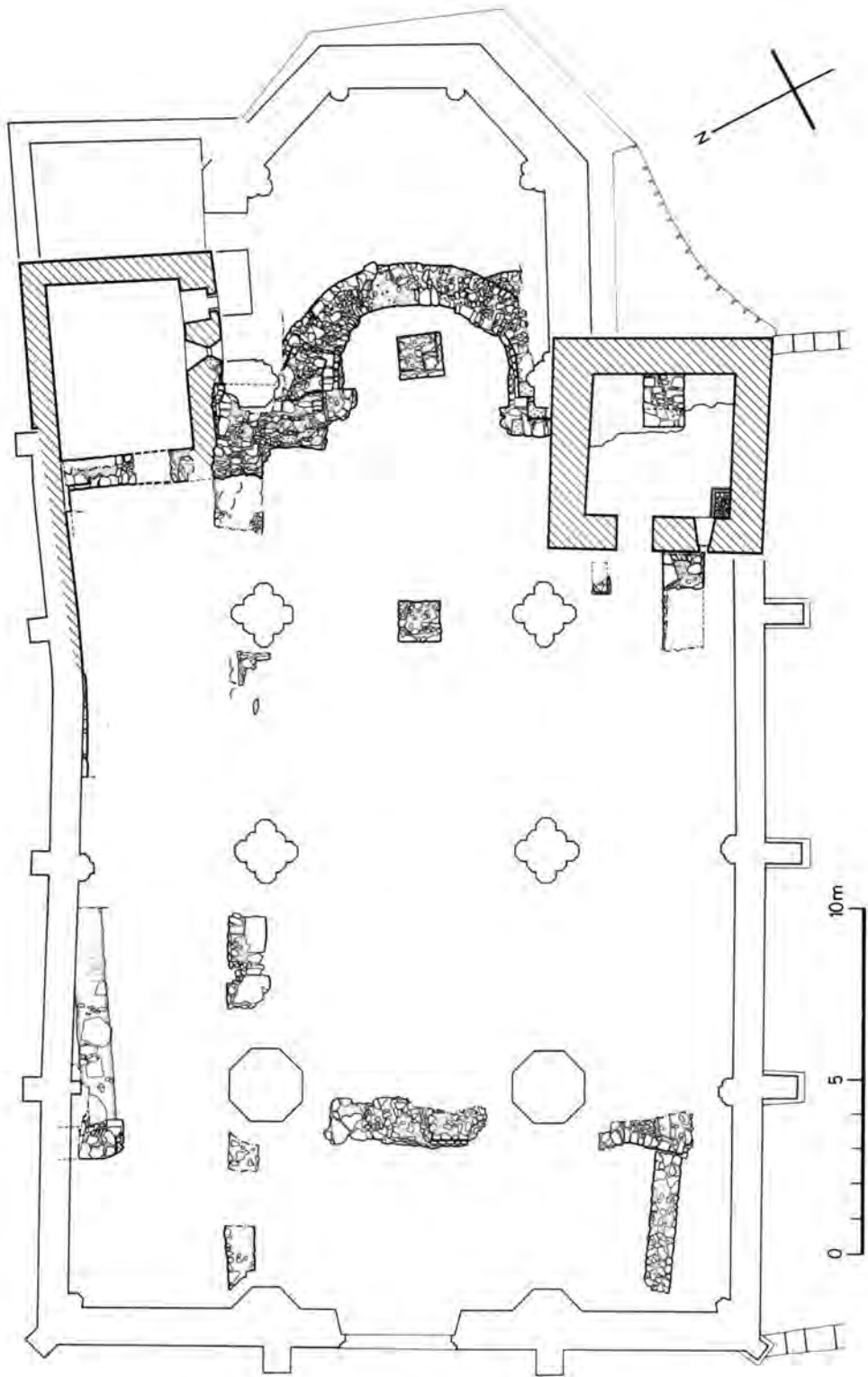


Abb. 28. — St. Stephan: Anlage VIIA, Grabungsplan.

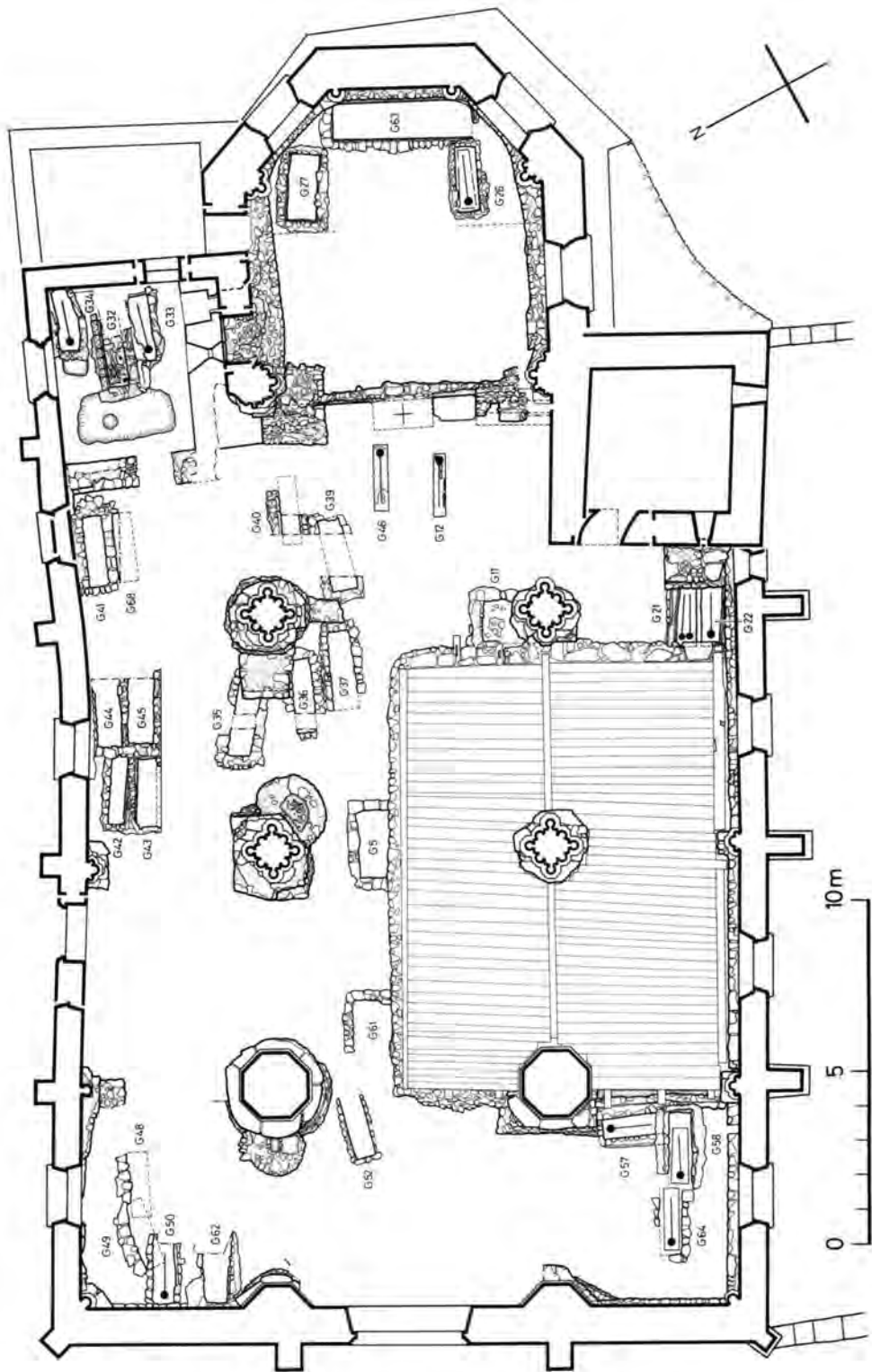


Abb. 29. — St. Stephan: Anlage VIII, Grabungsplan.

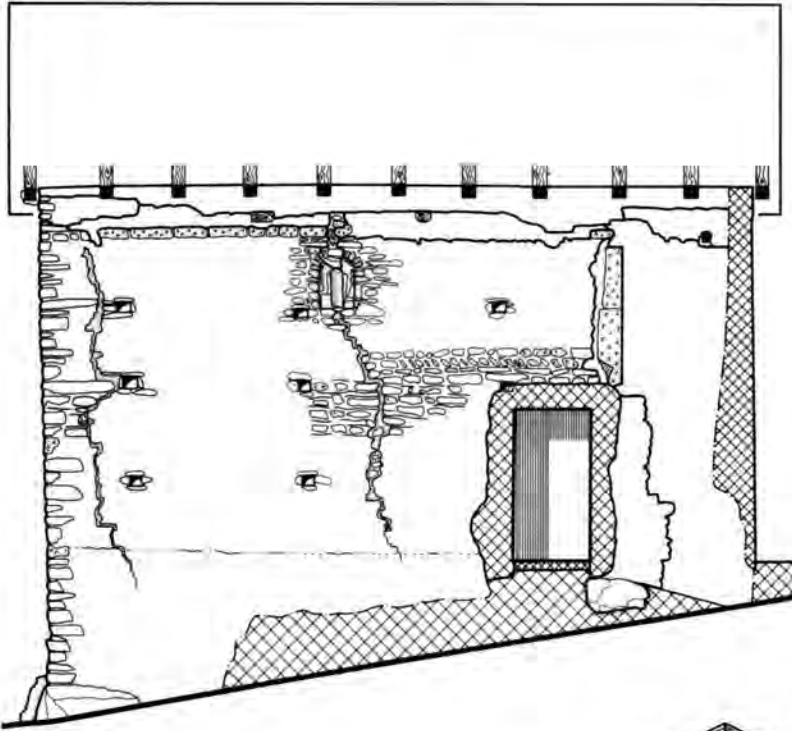


Abb. 30. — St. Peter:
Südfassade des Spritzenhauses

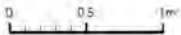
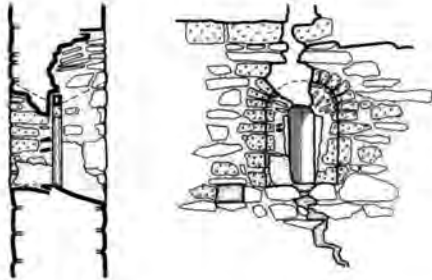
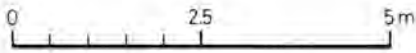


Abb. 32. — St. Peter:
romanisches Fenster an der Südfassade.

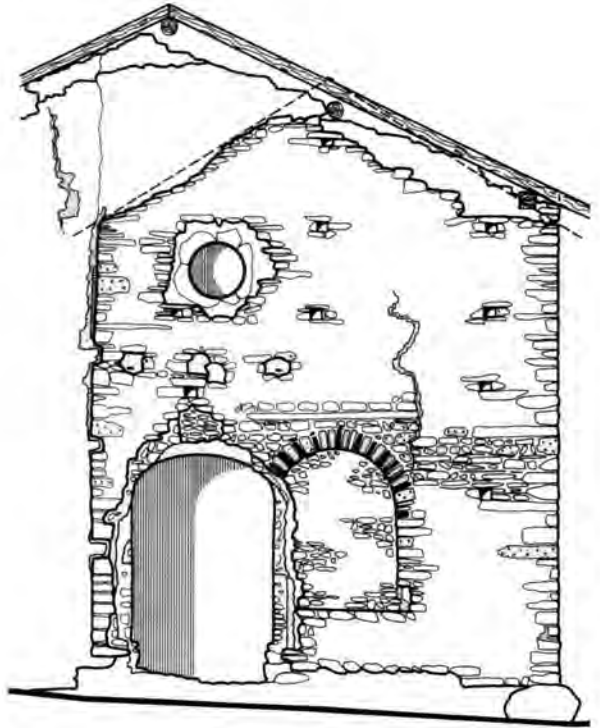


Abb. 31. — St. Peter; romanische Westfassade.

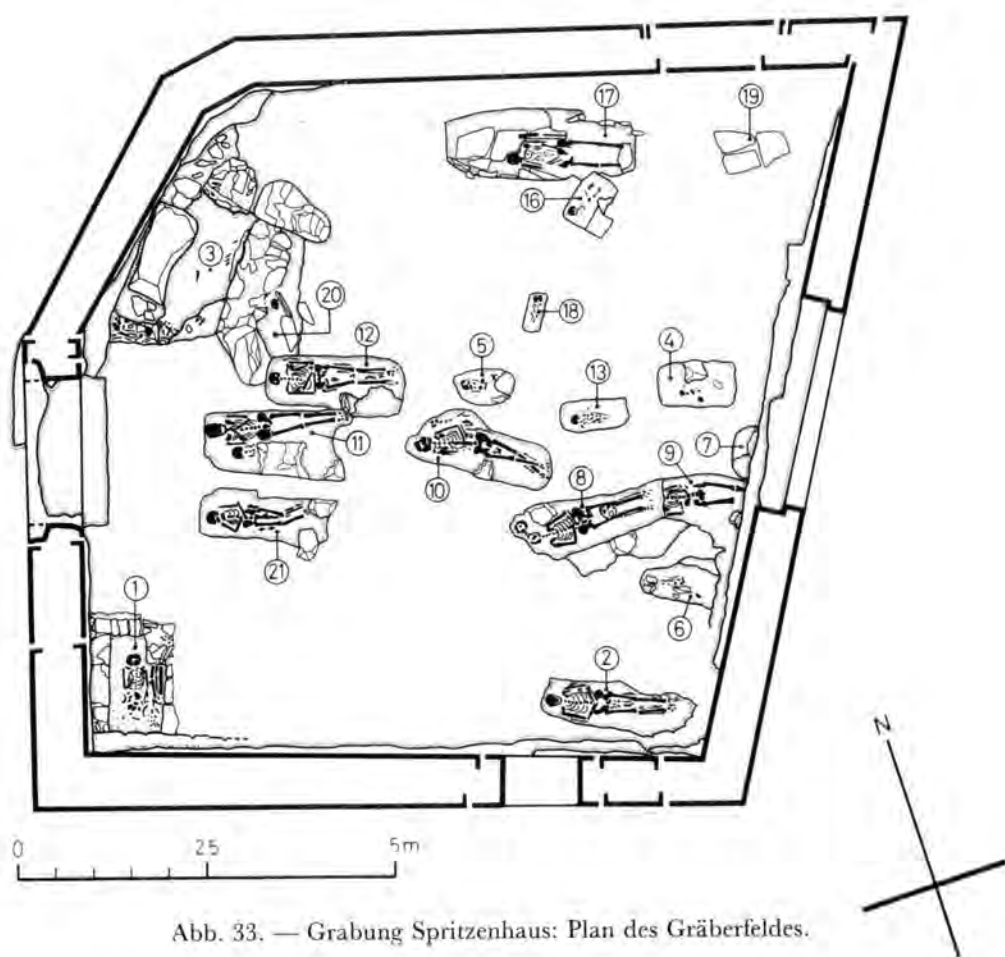


Abb. 33. — Grabung Spritzenhaus: Plan des Gräberfeldes.

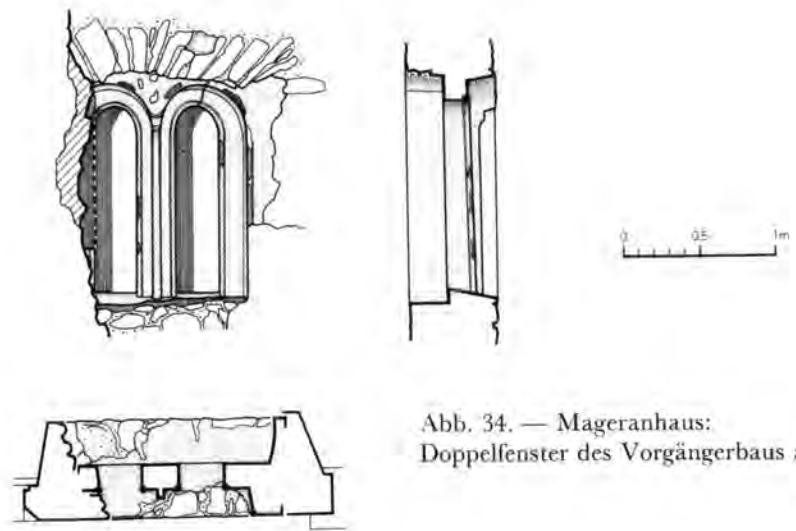


Abb. 34. — Mageranhaus:
Doppelfenster des Vorgängerbaus an Nordfassade.



Abb. 35. — Stadtkern von Leuk mit St. Stephan, von Osten gesehen.



Abb. 36. — Grabung St. Stephan: Blick vom heutigen Chor gegen Südwesten; im Vordergrund die Apsisfundamente der Anlagen VI/VII/VIIA; im Mittelgrund verläuft quer die römische Ostmauer mit dem nordöstl. Mauerwinkel von Chor V.



Abb. 37. — Grabung St. Stephan: Blick in das heutige Chor gegen Südosten; in der Bildmitte der nordöstl. Mauerwinkel von Chor V; vorne halblinks das Fundament der Nordmauer II; links davon die Chorschulter von Anlage VII/VIIA.



Abb. 38. — Grabung St. Stephan: Feuerstelle und Bodenplatten (Anlage II) mit Profilschnitt; gegen Westen gesehen.



Abb. 39. — Grabung St. Stephan: Situation im Turm gegen Südosten.



Abb. 40. — Grabung St. Stephan: Befunde westlich der Turmwestwand, gegen Südwesten gesehen; rechts die Ostwand des Beinhauses.



Abb. 41. — Grabung St. Stephan: Blick ins heutige Schiff gegen Osten;
rechts der Bildmitte ist das nordwestl. Eckfundament von Anlage II erkennbar;
links davon ein Teil der Nordmauer von Anlage VII.



Abb. 42. — Spritzenhaus: Südfassade.



Abb. 43. — Spritzenhaus: Westfassade.



Abb. 44. — Spritzenhaus: Nordwand.



Abb. 45. — Spritzenhausgrabung: Grab 1 gegen Süden gesehen;
ohne Bestattungen.